

Kameraden

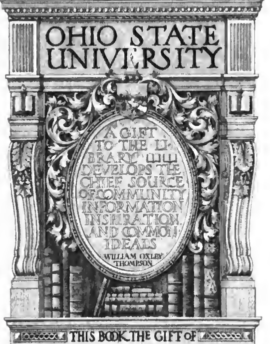
Eine Erzählung in Briefen

von

Anna Schieber

Friedrich Andreas Perthes A-G
Verlag-Gotha




OHIO STATE UNIVERSITY
A GIFT TO THE LIBRARY DEVELOPS THE CHIEF SOURCE OF COMMUNITY INFORMATION INSPIRATION AND COMMON IDEALS
WILLIAM OXLEY THOMPSON





Anna Schieber

Kameraden



Kameraden

Eine Erzählung in Briefen

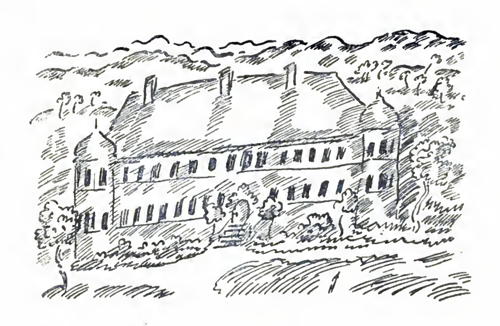
von

Anna Schieber

Mit Zeichnungen und einer Radierung
von Adolf Hildenbrand



Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha



Helmut an Anneliese.

Erziehungsanstalt Sommerau, 21. April 1914.

Lieber Schneck!

Weil es so schnell gegangen ist mit der Abreise, habe ich vergessen, Dir zu sagen, daß die graue Häsin so gern Rapunzelsalat frißt. Es ist so drollig zu sehen, wie sie ihn aus allem heraussucht. Ich habe es zufällig entdeckt; sie ist nicht so dumm, daß ihr alles gleich ist, wenn es nur grün aussieht. Gib ihr öfters ein bißchen, sie wird mich ohnehin genug vermissen, die anderen zwar auch. An Schlambes darf ich gar nicht denken. Warum durfte ich ihn auch nicht mitnehmen? Die anderen Knaben in der Anstalt (obgleich Knabe so tugendhaft klingt, sagt man hier so, oder vielleicht gerade deshalb) haben auch Tiere: Vögel, Meer-

schweinchen, weiße Mäuse und sogar Ziegenböcke und Rehe. Allerdings, ein Hund ist nicht dabei. Aber das ist doch gleich. Denn wenn ich einen hätte, dann wäre eben einer dabei, soviel wird sogar Dir einleuchten.

Der kleine schmale Hammer auf dem obersten Brett von meinem Schränkchen gehört Fritz Fingado. Stumper soll ihn zu ihm hintragen. Wenn Du ihn aber selber hinträgst, was vielleicht nicht unmöglich ist, so sag' zu ihm, daß ich ihm nicht Lebewohl sagen konnte, weil ich so schnell in die Gefangenschaft abgeführt wurde, woran teilweise die Fensterscheiben schuldig seien, die er gefälligst auch mit eingeworfen habe. Wenn ich denke, daß er nun alle Tage an unserem Haus vorbeigeht und nicht mehr pfeift, weil ich ja doch nicht komme, na, Du verstehst es ja doch nicht. Mädchen sind anders. Du bist eine Edeljungfrau, damit ist alles gesagt. Du brauchst gar nicht zu denken, daß ich Heimweh habe; es ist sehr schön hier. Einen von den Knaben kannte ich schon, es ist Eugen Banzhaf, der in Stuttgart in Tante Korneliens Haus wohnt, Dachstock. Wie der wohl hierherkommt? Ich bringe es schon noch heraus. Er scheint mir ein Tugendbold zu sein; furchtbar fleißig ist er jedenfalls und auch so überaus glattgekämmt, Du weißt schon, was ich damit meine. Er will Lehrer werden. Das spricht er aus wie König oder meinetwegen Prälat, es kommt ihm als das Höchste vor.

Ich sage Dir aber, und wenn ich hundert Jahre hierbleiben muß, so will ich immer noch das gleiche wie vorher, nämlich Landwirt werden und außerdem noch die Geige spielen. Das andere ist mir gleich. Ich weiß dann nicht, warum ich alles das Zeug lernen soll. Sag' aber nichts zur Mutter. Sie hat gesagt, sie will unsere Briefe nicht lesen, was ich hochanständig finde. Ich werde mich natürlich nicht

blamieren hier; was die anderen können, kann ich auch noch. Ich meine bloß, daß es unnötig sei.

Wenn Du mir Pips und Schlambes und die Hasen auch nur im mindesten verkümmern läßt, so —, ach, es ist ja gleich. Ihr seid daheim und ich bin hier. Es ist mir gleich, Du kannst damit machen, was Du willst; es ist ja doch alles aus.

Gruß Helmut.

Orgelbauer Brandt an seinen Sohn Helmut.

1. Mai 1914.

Lieber Sohn! Ich schreibe im Speisewagen des Schnellzugs; es ist nahe an der holländischen Grenze. Hoffentlich hat mein Bub nun schon eingesehen, daß sein Vater es gut mit ihm meint, wenn er auch etwas über ihn beschließt, was ihm nicht eingehen will. Wenn nicht, dann heißt's ohne das parieren. Später dankst Du mir's. Wir müssen alle unsere Schuldigkeit tun. Denkst Du vielleicht, es sei mir ein Vergnügen, so viel von Hause weg zu sein, bald hier, bald da? Ich wollte auch lieber meine Kinder um mich haben und mich am Daheimsein freuen. Nun ist es, wie es ist. Man wird gewöhnlich im Leben nicht gefragt, was man möchte; das wirst Du schon noch erleben. Darum will ich, daß Du ein tüchtiger Mann wirst, der sich selber fest in der Hand hat und mit den Dingen fertig zu werden weiß. Du hältst mir die Ohren steif und hältst Dich gut. Ich verlasse mich darauf; daß Du gebummelt hast, soll jetzt vergessen sein. Schande machst Du mir nicht und Deiner Mutter keinen Kummer; gib Dir selbst das Ehrenwort: Inliegenden Brief gibst Du dem Direktor. In Haarlem werde ich etwa sechs Wochen zu tun haben, dann hoffe ich etwas Schönes dort zurückzulassen, das viele Menschen erhebt und freut. Ich sage Dir etwas

im Vertrauen, mein Großer: Es fällt mir jedesmal schwer, wenn ich eine recht schöne Meisterorgel aufgestellt habe und sie so herrlich klingt, sie dann zurückzulassen. Es ist mir, als rufe sie nach mir, daß ich sie selber spiele, weil sie doch mein eigenes Werk sei und fremden Menschen nicht so leicht ihre ganze Seele zeige. Das wirst Du auch noch erleben: Was man so mit Liebe schafft, das wächst einem ans Herz. Du mußt es für Dich behalten, daß ich Dir das gesagt habe. Es ist mir dann aber auch ein lieber Gedanke, daß an so manchen Orten auf der Welt hin und her etwas Rechtes zurückbleibt, das eine Spur von mir zeigt, wenn es auch schon nicht meinen Namen trägt, sogar wenn ich einmal nicht mehr lebe. Wenn ich kann, besuche ich Dich auf dem Rückweg.

Herzlichen Gruß.

Dein Vater.

Helmut an seine Mutter.

Sommerau, 10. Mai 1914.

Liebe Mutter! Jetzt hat es mir schon vier Nächte hintereinander geträumt, ich sei daheim. Einmal war ich in allen Stuben und habe Dich gesucht, und immer, wenn ich eine Tür aufmachte, gingest Du gerade zur anderen hinaus, so daß ich Dich nie erreichen konnte. Das andere Mal kam ich zur hinteren Gartentür herein und wollte ins Haus gehen, um Dich zu überraschen, da dehnte sich der Garten immer länger aus, und zuletzt kamen Gräben und Schutthaufen und immer neue Hindernisse; ich konnte nicht ins Haus kommen, und als ich endlich die Tür in der Hand hatte und aufmachte, da trat ich in das hiesige Direktorszimmer ein. Es war jedesmal wieder anders; aber das war immer, daß ich Dich nicht gefunden habe. Zweimal weckte mich mein Nachbar und sagte: Was stöhnst du denn so? Du hast ja wohl Heimweh? Ich

hätte ihm gerne eine Tüchtige an die Ohren gegeben, ließ es aber, sonst hätte er bloß Krach gemacht. Liebes Mutterle, ich habe ja natürlich kein Heimweh; aber das braucht er mich auch nicht zu fragen, das mußt Du selber sagen. Es wäre mir auch gleich, aber daß Du mir immer davongelaufen bist in meinem Traum, das ist doch arg; denn wenn ich Dir einiges hätte sagen können, was ich oft denke, dann wäre es besser gewesen. Bei Tag ist es nicht so schlimm. Oder eigentlich, es ist ganz nett. Ich will Dir jetzt einmal erzählen. Hättest Du mich nur selber hergebracht, so wüßtest Du schon alles, denn schreiben ist langweilig. Also ich kam mit Vater an und wurde gleich in einen Schlafsaal geführt, da sind fünfundzwanzig Betten, und ganz an der Wand hin sind Wandschränke mit Fächern, für jeden einer. Dahinein packt man seine Sachen. Da tat ich auch das Eingemachte von Dir hinein und meine Schreibmappe, und die Bilder von euch allen stellte ich darin auf. Da sahen mir ein paar Knaben dabei zu (hier sagt man Knaben zu den Buben); aber sie brauchten euch nicht zu sehen, darum habe ich schnell zugeschlossen und meinen Schlüssel eingeschoben. Da sagte einer: He, man wird auch noch zugucken dürfen! und lachte. Er ist ein Schweizer gewesen, solche gibt es hier viele, deutsche und französische, und auch Russen und Engländer und zwei Rumänen und sonst noch ein paar andere Völker. Einer ist auch ein Serbe, der ist erst zehnjährig. Dem sagen die anderen immer: Bruder Srrrb. Dann macht er ein ganz finsteres Gesicht, das macht er fast immer. Er hat keine Eltern mehr, bloß eine Tante, die ihn hierher getan hat. Er heißt Nikolaj; aber ich weiß nicht, ob das sein Vorname oder sein Geschlechtsname ist. Alles kann ich natürlich noch nicht wissen, denn es sind im ganzen sechsundfünfzig Knaben.

Liebes kleines Mutterle, der Vater ging dann sehr schnell fort,

weil er ein Telegramm bekam, daß er zu einer Besprechung kommen solle. Ich konnte ihm kaum noch Lebewohl sagen, so schnell ging es. Und gerade als er ging, konnte ich nichts sagen; denn ich dachte in dem Augenblick, er hätte mich auch daheim lassen können, wenn ich doch nicht studieren will. Jetzt wirst Du denken, ich habe den Bock gehabt, und ich habe ihn auch gehabt, es ist wahr. Aber Vater ist doch großartig, denn ich habe neulich einen famosen Brief von ihm bekommen. Ich möchte ihn Dir gerne schicken, weil etwas Feines darin steht. Aber das kann ich doch nicht, denn er ist nur für mich.

Er hat auch an Herrn Direktor geschrieben, einen dicken Brief, den habe ich natürlich nicht gelesen. Einiges weiß ich aber, das darin steht, denn er hat es mir selbst gesagt: zum Beispiel, wenn ich in diesem Halbjahr gute Zeugnisse habe, bekomme ich Violinstunde. Das ist patent. Gute Zeugnisse bekomme ich schon, denn von so einem Russen oder Engländer lasse ich mich noch lang nicht hinunterbringen. Die Engländer sind furchtbar hochmütig. Gestern ist etwas passiert. Da hat der Direktor einen, der aus London ist oder bei London, abgekanzelt, weil er mitten in der Stunde die Füße ganz weit in die Stube hineingestreckt hat, daß der Direktor um ihn herumgehen mußte, wenn er vorbei wollte, und hat zu ihm gesagt, das sei ein flegelhaftes Benehmen. Da fährt der Brown auf — so heißt er nämlich — und sagt: Herr Direktor, meine Ehre als Engländer —. Und alle haben gehorcht, was jetzt kommt, und haben gedacht, der Direktor haut ihm eine herunter. Aber der hat nur mit dem Buch gewinkt, daß er sich setzen soll, und hat gesagt: Lieber Junge, du mußt noch viel lernen, bis du weißt, was Ehre ist. Ganz mitleidig hat er's gesagt, und wie aus dem dritten Stock herunter. Da ist der Brown dunkelrot geworden und hat die Füße eingezogen und etwas vor sich hin gemurmelt.

Und der Direktor hat noch gesagt: Übrigens will ich bei dieser Gelegenheit sagen, daß die Ehre eines Engländers nichts anderes ist als die Ehre eines Deutschen oder Holländers oder sonst eines Ehrenmannes. Da haben wir alle mit dem Kopf genickt, und am liebsten hätten wir hoch gerufen; aber der Direktor fragte mich gleich, wo wir vorher stehengeblieben seien, und machte ganz ruhig weiter.

Liebe Mutter, es sind zwei Drittel Deutsche da und ein Drittel Ausländer. Aber zu den Deutschen rechne ich auch die deutschen Schweizer. Es sind viele Knaben da, deren Väter auch hier gewesen sind, und der Vater des Direktors ist hier auch Direktor gewesen, das hängt alles aneinander.

Ich könnte noch furchtbar viel schreiben, denn jetzt fällt mir alles auf einmal ein; aber es ist jetzt gleich Ausmarsch, es bläst schon zum Sammeln. Du wirst Dich wundern, was das ist, es ist etwas Soldatisches. Das beschreibe ich dann das nächste Mal. Viele Grüße an alle. Wenn Dich jemand fragt, ob ich Heimweh habe, so sage nein, ich habe keines. Sie brauchen es nicht zu wissen. Wenn ich nur wenigstens Schlambes hier haben könnte. Kannst Du nicht machen, daß ich ihn haben kann? Er weiß doch alles von daheim.

Dein Helmut.

Anneliese an Helmut.

Wittlingen, 18. Mai 1914.

Lieber Helle! Wenn Du doch so schauderhaftes Heimweh hast, dann sag' doch nicht in einem fort, daß Du keines habest, Du kannst dann doch still davon sein und von etwas ganz anderem reden. Du wirst ja nicht meinen, daß wir daheim so dumm sind und es nicht merken. Das Ganze ist bloß, daß das Goldige es dann auch bekommt,

und das kann ich nicht haben. Denn wenn man an den Tisch sitzt und etwas Gutes hat, dann sagt es gleich: Was nun wohl unser Helle zu essen hat? und ob es ihm auch schmeckt? Und am Abend, wenn man einander gute Nacht sagt, dann sagt es: Hoffentlich träumt er heute nicht so schwer. Ich sagte gestern, Du werdest zuviel Kartoffeln gegessen haben; davon träumt man auch schwer. Aber das Goldige sagte: Bei Helle kommt es nicht von den Kartoffeln, es kommt vom Gemüt, er hängt so fest an daheim.

Ich will Dir auch einen Traum erzählen, den hatte ich gestern. (Wir hatten Reisbrei mit Heidelbeeren gegessen, nun kannst Du sehen, wie man darauf träumt.) Ich hatte im Garten gearbeitet (im Traum) und Dein und mein Beet mit Gurken- und Rettigkernen besteckt. Da schob sich gleich nachher etwas aus der Erde heraus, viele braune Knöpfchen, die wuchsen im Umsehen, und als sie weit genug heraus waren, waren es Hasenköpfe, die wackelten mit den Ohren und machten Mäulchen. Es wären ganz sicher rechte, lebendige Hasen geworden, wenn ich lang genug geträumt hätte. Aber es sah so hasenlächerlich aus, und ich mußte auch furchtbar lachen, wie sie so wackelten und schnupperten, und vom Lachen wachte ich auf. Da rief das Goldige aus dem Nebenzimmer herein: Was gibt's denn so Lustiges? Es hatte noch gar nicht geschlafen, es war noch nicht sehr spät, und es sagte: Ich muß an meinen fernen Lieben herumdenken, wie es ihnen wohl geht. Ich sagte: Helle geht es sicher gut; er ist jetzt ein Knabe und wird sicher ganz ungeheuer brav. Dann legte ich mich wieder aufs Ohr. Das Goldige hat genug Sorge um Vater, der immer in fremden Ländern herumfahren muß, um Dich braucht es keine zu haben. Also sei anständig, Zwilling. Der Traum kam aber bei mir auch nicht vom Essen, sondern davon, daß ich Tag und Nacht Dein ganzes Viehzeug in Gedanken

habe. Ich versorge es musterhaft. Zwar den Schlambes mußte ich leider gestern strafen, weil er nämlich kein Musterhund ist. Er war mit Fritz Fingado den ganzen Sonntag lang verschwunden, und der prahlte noch, daß Schlambes ihm ein Rebhuhn gefangen hat. Er pfeift ihm am Hoftor, und dann kommt das törichte Vieh gelaufen und geht mit ihm. Er will es an sich gewöhnen, der Unhold. Das soll ihm aber nicht gelingen. Schlambes bekam beim Nachhausekommen eigenhändig von mir einige Prügel mit Deinem alten Schlappschuh, damit er doch merkte, daß sie in Deinem Namen geschehen. Und das Goldige sagte: So leid mir's ist, daß unser Helle nicht bei uns ist, so froh bin ich doch, daß er diesen Freund nicht mehr hat.

Nun kannst Du Dir ja unter allen Nationen auslesen; ich hoffe aber, Du bringst keinen Farbigen mit.

Alles andere wird das Goldige erzählen, das drüben sitzt und Dir ein Buch zu schreiben scheint. Ich gehe nächstens auch fort, damit ich einen so langen Brief von ihm zu lesen bekomme. Aber es ist noch die Frage, ob ich dann einen bekäme. Herzlichen Gruß.

Anneliese.

Die Mutter an Helmut.

Wittlingen, 18. Mai 1914.

Mein lieber Bub! Ich hätte Dir ja längst geschrieben, aber ich bin drei Tage bei Großtante Sophie auf dem Mönchshof gewesen. Sie war krank und verlangte nach mir. Ich saß viel an ihrem Bett; aber sie schickte mich auch in Küche, Keller, Garten und Stall umher, um nach den Leuten zu sehen, weil sie das jetzt nicht konnte. Sie ist so sehr daran gewöhnt, alles selber zu überwachen. Als ihr Mann noch lebte, Großonkel Matthäus, war sie ruhiger, da hatte er die Oberaufsicht

über das Ganze. Jetzt ist sie immer in Angst, daß etwas nicht geschehe, wie es sein müsse. Und der Hof darf nicht herunterkommen, sagt sie dann immer. Wie sollte ich vor Matthäus treten, wenn ich den Mönchshof in Unordnung hinterließe? Wir sprachen auch von Dir, und daß Du gerne Landwirt werden wolltest. Ich glaube, der Gedanke gefiel ihr, daß Du einst auf dem Mönchshof säen und pflanzen würdest. Wir spannen ihn ordentlich aus wie Kinder, die sich etwas Hübsches ausdenken. Aber als ich nachts in meine Stube kam, war es mir doch so viel wichtiger, zu denken, daß Du ein rechter, tüchtiger Mensch und Mann werdest, was auch Dein Beruf sei. Und ich dachte dankbar daran, daß Dein Vater so ernstlich dafür sorgt, Dich fürs Leben auszurüsten für alle Fälle. Lerne doch ja, was Du kannst, sammle in die Scheuer für magere Zeiten. In meiner Stube auf dem Mönchshof hatte ich das Bild Deines Urgroßvaters, des ersten aus unserer Familie, der ihn bebaute, über meinem Bett hängen. Ich mußte es lange ansehen. Möchtest Du doch auch einmal, wenn Du einst in hohen Jahren bist, mit so heiteren, klugen Augen in die Welt blicken, ein so gütiges Lächeln um den Mund, Gesundheit und Kraft in allen Zügen und ein so reiches tätiges Leben hinter Dir haben, wie er. Es hängt auch noch eine alte Laute, freilich ohne Saiten, an der Wand, die er gespielt hat, und auf dem Bücherbrett neben dem Ofen stehen Bücher aus seiner Zeit, von denen ich denke, daß sie seine nahen Freunde waren. Ich schlug eins ums andere auf. Da standen Widmungen von Jugend- und Studiengenossen drin; ich sah, was ich schon vorher wußte, daß er die Natur kannte und liebte nicht nur wie eine Ernährerin, sondern wie eine schöne, heimliche Heimat und eine Quelle des Lebens, und daß er, der tüchtige, tatkräftige Mann, einen reichen geistigen Schatz in sich herumtrug.

Kurzum, mein lieber Bub, er hat etwas Rechtes gelernt. Das tut mein Großer auch, nicht wahr?

Onkel Matthäus und Tante Sofie waren ihr Leben lang fleißige Ameisenleute, aber ich glaube, sie sind nie so recht froh gewesen, denn sie sind immer in Sorgen der Nahrung aufgegangen. Ich möchte es meinen Kindern besser wünschen, wie auch wir, Dein Vater und ich, es soviel besser haben. Spürtest Du wohl, daß ich, als ich zur Ruhe ging, Dir einen Gruß hinsandte? Der sagte: Schlaf wohl und träume nicht mehr so schwere Dinge. Deine Mutter ist Dir sehr nahe und hat Dich in ihrem Herzen wie nur je. Du mußt mich nie vergeblich suchen, das ist ein großer Irrtum Deines Traumherzens. Ich meine, wenn Du Dich dessen vor dem Einschlafen so recht fest versichert hieltest, so müßtest Du nicht im Schlaf nach mir stöhnen. Schreibe doch ja immer alles, was Du erlebst und was in Dir umgeht; es ist mir alles wichtig. Wenn ich dann Deine Briefe lese, ist es mir, als ob wir nah beisammen wären. Ich denke jetzt oft daran, wie ich euch beide, Dich und Anneliese, so klein-kleinwinzig beisammen hatte. Du bist drei Stunden jünger als sie, das will nicht viel heißen. Nun trennen sich eure Wege äußerlich. Aber ich hoffe so sehr, ihr bleibt euch im Leben recht nahe Freunde. Ihr seid ja doch meine Großen. Die drei Kleinen habe ich in größeren Abständen erlebt, jedes für sich, im Frühling, Herbst und Winter. Ihr Großen seid meine Sommerkinder, ihr kamet im Juli zu mir. Vater legte mir an eurem Geburtstag zwei dunkelrote Rosen, die an einem Stiel gewachsen waren, auf die Decke. Da war ich so reich. Seitdem bin ich noch viel reicher geworden.

Siehst Du, lieber Bub, solche Dinge reden wir nie, wenn wir beisammen sind. Die steigen auf, wenn man so recht innig aneinander denkt. So hat auch die Ferne ihr Gutes. Die Kleinen grüßen Dich,

auch unsere Christine. Wer aber wohl am meisten? Das ist Deine Mutter.

Helmut an den Vater.

Sommerau, 24. Mai 1914.

Lieber Vater! Ich danke Dir sehr für Deinen Brief und daß Du mir das Geheimnis geschrieben hast. Ich kann es gut begreifen, denn als ich für Anneliese das Blumenbrett vor ihr Fenster geschreinert hatte, hätte ich es auch am liebsten selber behalten, weil es mir so gefiel und weil ich doch es selber gemacht hatte. Da dachte ich, ich könnte ihr auch Briefpapier kaufen, das freue sie vielleicht ebenso. Aber es hätte sie nicht ebenso gefreut, und ich tat es auch nicht, sondern gab ihr das Blumenbrett, weil sie doch meine Schwester ist. Aber die Leute, die auf Deinen Orgeln spielen, sind Fremde, da muß es Dir noch leider tun. Lieber Vater, ich sage Dir auch ein Geheimnis: Es ist mir nicht recht, daß ich den Bock hatte, als Du fortgingst, denn es ist unmännlich, wenn man ihn hat. Man muß vorher überlegen, ob es wahr ist, daß man sich ärgern muß. Das sagt Herr Richter (neue Sprachen), er ist überaus patent. Ein deutscher Schweizer namens Böhi, hatte ihn (nämlich den Bock) gegen Herrn Richter. Aber es dauerte nicht lang, so verlor er ihn wieder, denn Herr Richter ist so überaus patent, daß man sich sofort schämen und dann wieder lachen muß. Lieber Vater, da habe ich an Dich gedacht, und daß es mir leid ist, denn ich habe mich entschlossen, daß ich ganz gern hier sein will. Daß Du mir die Violinstunde geben lassen willst, ist fein und ich werde sie schon bekommen, denn das Lernen ist hier gar nicht so schwer. Aber ich will nicht bloß wegen der Geige lernen, sondern auch sonst aus anderen Gründen. Ich sage es Dir ein anderes Mal. Und

das Ehrenwort habe ich mir auch gegeben. Aber Du mußt es keinem Menschen sagen; es ist ein Geheimnis.

Lieber Vater, wir haben vorgestern einen Aufsatz gemacht über den Satz: Kein Mann gedeihet ohne Vaterland. Der Lehrer in Deutsch und Aufsatz heißt Herr Bohnenberger. Er ist sehr groß und stark, und wir heißen ihn Teutone, weil er rötliches Haar und einen rötlichen Schnurrbart hat und weil er selber gesagt hat, daß die Teutonen das hatten. Als er das sagte, da fing einer an zu lachen, dann zwei und immer mehr, bis die ganze Klasse lachte und Herr Bohnenberger lachte auch mit. So ist es hier, es ist gar nicht langweilig, die Lehrer machen immer mit, wenn ein Spaß ist. (Bis auf einen, das schreibe ich Dir ein anderes Mal. Denn einer ist langweilig.) Als Herr Bohnenberger den Aufsatz gab, sagte er, hier im Hause seien so viele Knaben mit ganz verschiedenen Vaterländern, und alle müssen Männer werden und ihrem Vaterland dienen. Wenn alle das tun, dann sei es gut auf der Welt. Aber ich dachte: Deutschland, und als ich zu Herrn Bohnenberger hinaufsah, da blinzelte er ganz freundlich zu mir her, wie wenn er auch sagen wollte: Deutschland. Und er hat es auch gedacht, ich weiß es sicher. Aber Arnold Bünzli, der neben mir sitzt und aus Churwalden ist, dachte: Schweiz. Er sagte es nicht, aber ich habe es doch gewußt. Man kann es auch gut begreifen, denn dort ist es auch schön. Wenn man schon nicht deutsch sein kann, so kann man doch etwa aus der Schweiz sein. Und ich schrieb auch, daß man die andern Länder nicht kennt und nichts darüber sagen kann, ob sie schön sind oder nicht, aber sein Vaterland kennt man. Da fiel es mir ein, daß Du sie aber doch fast alle kennst, und daß ich auch etwas anderes werden könnte als Landwirt. Aber ich will es doch nicht, ich will nur das einzige werden.

Lieber Vater, aber nach der Stunde gab es Händel auf dem Turnplatz. Denn alle dachten, man könne nur ihr eigenes Land gern haben, und einige hatten ganz rote Köpfe. Die Franzosen standen alle auf einem Haufen und die Engländer auch. Aber ein kleiner Schotte, den wir alle gern haben, ging mit seinem Freund Ludwig Wälti Arm in Arm über den Turnplatz, denn das tun bei uns die Freunde oft. Da kam ein großer Engländer scharf auf ihn zu und sagte bissig wie eine Bulldogge: Du kommst hier herüber, du gehörst zu uns, und riß ihn am Arm. Aber Wälti sagte: „Du chaibe Hund, läßt du den Archie in Ruh?" Da hatte er gleich einen Faustschlag auf dem Magen von der großen Bulldogge. Er ist aber auch stark und flink, und auf einmal rangen die zwei miteinander, und es kamen noch andere dazu, Engländer und Franzosen und Deutsche und Schweizer, und ich weiß nicht, ob es auch noch andere waren, und sie wollten eine Schlacht machen, weil viele schon lang einen Zorn aufeinander gehabt haben. Und ich schlug auch drauf los, aber ich erwischte aus Versehen den Heinrich Hildenbrandt, der ist ein Sachse. Und er sagte: „Du Esel, du kannst wohl nicht sehen, was eine deutsche Nase im Gesicht hat?" und gab mir auch eins hinten herüber mit seinem Ledergürtel. Da lachten wir beide, und gerade kam Herr Bohnenberger, der an diesem Tag die Aufsicht hatte, auf den Turnplatz und pfiff auf seiner Signalpfeife dreimal kurz. Das heißt: sofort aufhören, und da ließen sie alle los. Manche hatten gar nicht recht gewußt, warum sie einander gehauen hatten, und waren ganz lustig, aber einige machten noch böse Gesichter.

Aber nicht lang; nachher haben wir Fußball gespielt, da war der Zorn wieder vorbei. Aber ich glaube, bei manchen ist er nicht ganz vorbei. Lieber Vater, es geht mir gut, ich bin ganz vergnügt.

Dein Helmut.

Helmut an die Mutter.

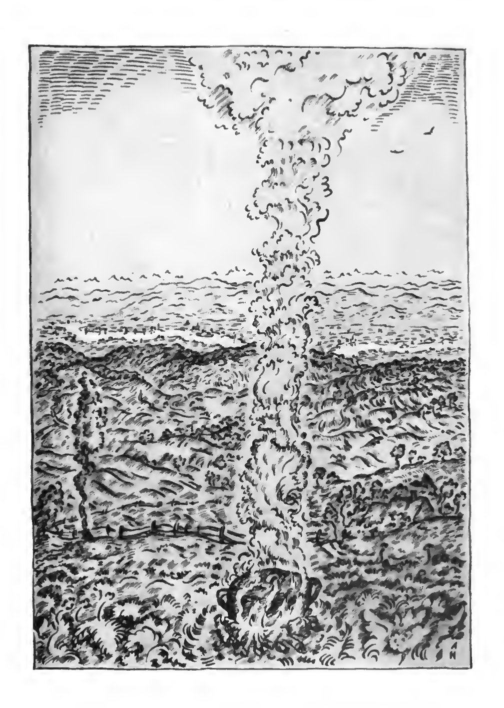
Sommerau, 10. Juni 1914.

Meine liebe Mutter! Ich bin doch froh, daß Du wieder daheim bist, denn ich kann es mir gar nicht vorstellen wie es ist, wenn Du nicht dort bist. Es ist mir recht, daß ich es vorher nicht gewußt habe. Wenn ich das Bild von unserem Haus ansehe, dann weiß ich doch immer, daß Du hinter einem der Fenster bist oder zu einer Tür herauskommen kannst.

Ich habe für Stumper etwas gemacht im Handfertigkeitsunterricht, das kommt in meiner Waschkiste mit. Ich schreibe ihm auch eine Ansichtskarte. Er ist doch so ein guter dicker Kerl.

Du wirst Dich unangenehm wundern, daß zwei von meinen Nachthemden zerrissen sind. Aber Du könntest es gut begreifen, wenn Du wüßtest, warum wir das tun, nämlich abends im Schlafsaal ringen, wenn das Licht schon ausgelöscht ist. Es ist keine Feindschaft, sondern gerade aus Freundschaft tun wir das und aus Deutschheit, weil nämlich die Engländer, wenn sie zu uns kommen, viel besser ringen und boxen und fußballspielen können als die meisten von uns. Liebes Mutterle, das können sie furchtbar gut. Denn sie tun es daheim bei sich von ganz klein auf. Mein Freund Eberhard sagt, sie fangen sogleich an, wenn sie aus dem Tragkissen kommen. Der sagt immer solche Sachen, er ist so lustig, wie Du noch nichts gesehen hast. Man muß immer lachen, wenn er etwas sagt, und er macht ein ganz ernsthaftes Gesicht dabei, wie wenn er sagen wollte: warum lacht ihr denn? Aber das schwierigste ist: in der Andacht macht er manchmal geschwind, wenn der Direktor nicht hersieht, eine Grimasse, und dann muß man einfach lachen, ob man will oder nicht, man muß. Aber er sieht dann ganz andächtig vor sich hin und schüttelt ein wenig den Kopf, wie wenn er ganz erstaunt wäre, daß man in der Andacht lachen muß.

Liebe Mutter, weil wir doch die hochmütigen Engländer nicht über uns kommen lassen wollen, darum ringen wir nachts im Schlafsaal miteinander zur Übung, aber auch, weil wir es selber gern tun, wir sind es bloß nicht so gewöhnt. Boxen ist verboten, aber wir tun es freilich dennoch manchmal, es gibt aber immer einen Lärm dabei, weil man in der Dunkelheit irgendwohin trifft, wo man nicht will, zum Beispiel ins Auge. Dann, wenn einer schreit, weil es ihm wehtut, kommt die Schlafsaalwache und man muß bekennen, wer es gewesen ist. Wenn man es nicht bekennt, so hat der ganze Schlafsaal am andern Tag eine Strafarbeit. Anzeigen tut keiner, denn wenn er es dennoch tut, so wird er verachtet, weil es gemein ist. Herr Bohnenberger sagt, Boxen sei eine gemeine und brutale Übung, darauf würde er an unserer Stelle keine Kunst verwenden. Er ist der feinste von allen Lehrern, er verbietet auch fast nie etwas, er sagt nur, daß er es an unserer Stelle nicht tun würde, wenn ihm etwas nicht gefällt, und dann mag man es nicht mehr tun. Er sagt auch, daß Ringen und körperliche Übungen ganz wichtig seien, aber doch nicht das Wichtigste, man müsse auch den Geist ausbilden durch Übung und Fleiß. Damit meint er wahrscheinlich auch die Engländer, denn diese meinen immer, sie haben vieles gar nicht nötig. Zum Beispiel Geschichte und Geographie und Deutsch, das kommt ihnen ganz unnötig vor. Aber warum kommen sie dann in eine deutsche Anstalt? Manche wissen, wenn sie schon Vierzehn sind, so alt wie ich, von Deutschland nur, daß Berlin die Hauptstadt ist, und daß es den Rhein hat und vielleicht noch den Schwarzwald und die Alpen, sonst nichts. Und von unserer Geschichte wissen sie auch nichts, es ist ihnen auch ganz gleich. Aber so sind die Franzosen gar nicht, sie wollen alles wissen; bloß, sie sagen manchmal zueinander: Revanche; und dann sehen sie einander an, wie wenn sie sagen wollten:



Wir wissen schon, was wir wollen. Aber eigentlich sind die meisten sehr nett und haben auch Freundschaft mit uns. Aber die Russen sind am allermeisten aufs Lernen aus, sie sind wie die Büffel. Wir haben sieben; sie sind furchtbar fleißig. Einer davon ist aber gar kein Russe, sondern er hat einen deutschen Vater und eine russische Mutter; er kann gut Deutsch reden und lesen; er ist aus Livland. Da haben seine Eltern ein großes Gut, es muß prachtvoll sein. Er ist mein Freund und heißt Konstantin Georgi. Er hat mich eingeladen, daß ich einmal mit ihm nach Hause kommen soll, wenn er wieder heimgeht. Dann wollen wir reiten und kutschieren und vielleicht auf die Jagd gehen. Ich habe gesagt, daß mein Vater vielleicht bald nach Rußland fährt, weil er bei Riga eine Orgel bauen muß, und daß er dann vielleicht seine Eltern besuchen kann. Aber es ist viel zu weit, denn Rußland ist entsetzlich groß.

Liebe Mutter, jetzt muß ich Dir noch sagen, daß ich nicht alles selber gemerkt hätte von den anderen Knaben aus den fremden Völkern. Denn man denkt nicht immer daran, ob es Deutsche oder Ausländer sind. Daß die Engländer nichts von uns lernen wollen, das hat mir Max Körner gesagt, aber als er es mir gesagt hatte, da habe ich gut gesehen, daß es wahr ist. Sie meinen, sie seien das erste und wichtigste Volk auf der ganzen Welt, und alle andern müssen sich vor ihnen beugen. Max Körner hat mir noch viel gesagt, er ist furchtbar gescheit, er macht jetzt in ein paar Wochen das Maturum. Er ist seit acht Tagen hier und lernt für sich im oberen Gastzimmer. Er hat Scharlach gehabt und hat lang aus seinem Gymnasium in Freiburg wegbleiben müssen, und der Doktor hat gesagt, er soll das Maturum noch einmal hinausschieben, weil er doch so lang gefehlt hat. Aber er tut es nicht; er sagt, er macht es doch. Der Direktor sagt, das sei einer,

der die Faust auf den Tisch legen könne und sagen: das tu' ich, und der es dann auch tue. Er hält viel auf ihn, und auch die Lehrer und Frau Direktor, alle halten viel auf ihn. Nämlich, er ist fünf Jahre hier Schüler gewesen und dann erst auf ein Obergymnasium gekommen. Er hat kein Elternhaus mehr und hat eigentlich keine Heimat. Hier hat er einen Unterschlupf. Aber eine Heimat kann es freilich nicht sein, denn es sind so viele da, die alle kommen und auch wieder gehen, und auch er kommt und geht. Ich glaube, er hat ziemlich viel Geld und kann sich alles kaufen, was er braucht. Aber eine Heimat kann er sich doch nicht kaufen.

Liebes kleines Mutterle, das und noch anderes hat er mir gesagt. Er ist immer so sehr freundlich mit mir, daß ich manchmal hoffe, er könne mein Freund werden. Aber das kann ich ja natürlich nicht verlangen, denn er ist vier Jahre älter als ich und ist so sehr bedeutend; alle Lehrer sagen es.

Wenn Du doch einmal hierherkämest, dann könntest Du alles selber sehen, ich vergesse oft so vieles zu schreiben, was ich Dir sagen möchte, und wenn ich noch so lange Briefe schreibe.

Dein Helmut.

Helmut an seinen Bruder Wolfgang.

10. Juni 1914.

Lieber Stumper! Dies ist unsere Anstalt, in die Du vielleicht auch einmal hineinkommen kannst. Ich sage schon lang nicht mehr, daß sie ein Gefängnis sei; sonst müßte ein Gefängnis etwas Lustiges sein. Den Federkasten habe ich für Dich gemacht. Es war schwer, denn man muß hier alles mit Fugen ineinanderpassen, nicht bloß leimen. Der Schlüssel liegt innen. Du kannst ihn mit einer Uhrenschnur um den

Hals tragen. Passe gut auf Schlambes auf. Er darf um keinen Preis jemand anderem folgen als aus unserer Familie.

Dein treuer Bruder Helmut.

Helmut an Anneliese.

Sommerau, 21. Juni 1914.

Lieber Schneck! Als ich Deinen Brief bekam, dachte ich, wenn ich nur einen Tag lang daheim sein könnte, daß ich alles mit Dir ausmachen könnte wegen Schlambes und dem Fingado, daß es nicht mehr vorkommt, daß er ihn mitnimmt. Ich dachte, vielleicht muß man ihn anbinden; aber das kann man auch nicht, sonst ist er gar nicht mehr lustig. Es ist zu schade, daß man hier keine Hunde haben darf. Aber ich bebegreife es schon; Du mußt nicht denken, daß es hier Tyrannen sind, weil sie das nicht erlauben. Man kann nur Tiere haben, die man einsperren kann, und es ist auch besser so, sonst muß ein Hund so vielen folgen, und alle pfeifen ihm und geben ihm zu fressen, dann ist kein Gehorsam mehr.

Wenn Du den Fingado siehst, so sage nur, daß ich ihn verachte. Denn er hat lauter Sachen über mich angegeben, die er selber getan hat; er soll nur nicht denken, daß ich nichts erfahre, weil ich fort bin.

Ich habe hier Freunde genug, ganz andere. Wenn ich gewußt hätte, wie er ist, hätte ich nie ihn zu meinem Freund gemacht. Jetzt ist er mir ganz gleich. Wenn Du hörst, daß er Sachen über mich sagt, so sage nur, daß alles nicht wahr ist.

Jetzt schreibe ich erst am andern Tag weiter. Wir hatten gestern eine Felddienstübung. Denn wir haben nämlich hier ein Regiment, und alles ist ganz soldatisch eingeteilt. Das ist fein, Du kannst es Dir nicht so denken, weil Du ein Mädchen und eine Edeljungfrau bist.

Aber soviel wirst Du doch begreifen, daß es für Buben schön ist, mit einer Musik auszumarschieren und Manöver zu machen. Da wird man ganz wild und lustig dabei, und man muß aber ganz strammen Dienst machen, denn Du mußt begreifen: es ist nicht nur so gespielt, sondern alles wird kommandiert wie beim richtigen Militär. Da machen alle mit und fragen nicht, was für ein Volk sie sind, denn das tun alle Buben gern, ob sie nun Knaben sind oder nicht. Das Schönste ist für mich, daß ich Hornist bin. Ich habe schon alle Signale blasen gelernt; ich sage Dir, das ist fein. Denn alle müssen dann so tun, wie ich blase; aber ich muß freilich auch blasen, was angegeben wird. Ich lerne aber auch Lieder und Märsche blasen und gehöre zur Regimentsmusik. Zweimal haben wir auch schon im Freien abgekocht, und ich sage Dir, da hat man einen Hunger, der ist nicht zu stillen. Da sitzt man dann auf einem Rain oder Baumstamm oder auch einfach auf dem Boden, und jeder hat sein Eßgeschirr, und den Löffel hat man im Stiefel stecken, da zieht man ihn heraus und futtert: Erbswurstsuppe mit heißen Würstchen oder Reis mit Rindfleisch. Die Lehrer teilen aus und essen aber auch nicht wenig. Sonst wären sie ja auch dumm. Jetzt muß ich Dir etwas sagen von den Lehrern, nämlich daß sie fast alle hochnobel sind. (So sagen wir hier, wenn jemand ganz patent ist.) Wie wenn sie unsere Freunde wären. Natürlich sind nicht alle gleich; denn daß Herr Bohnenberger der Feinste von allen ist, habe ich schon einmal geschrieben; aber doch sind alle sehr nett, bis auf einen, der ist fad und langweilig. Als ich kam, haben es mir die andern gleich gesagt, denn alle wissen es, daß er so ist, immer eine Klasse sagt es gleich der andern. Er heißt Hartenstein und ist schon ziemlich alt. Und er spitzt immer die Lippen, wie wenn er pfeifen will, aber er pfeift dann nie, sondern zieht bloß die Luft ein; das kann

man doch auch ungespitzt tun. Und immer reibt er die Hände; ob es kalt oder warm ist, ist ganz gleich, er tut es doch. So könnte ich noch vieles sagen, man muß es aber gesehen haben, denn vom Geschriebenen weiß man doch nicht, wie es aussieht. Aber das ist auch nicht die Hauptsache. Sondern er spricht ganz leise und langsam und macht nie einen Spaß. Er gibt Rechnen und geometrisches Zeichnen, und das ist ohnehin schon langweilig, aber er macht, daß es schrecklich ist. Aber ein Spaß ist doch dabei, denn einige machen ihn nach, besonders Eberhard kann es so gut, daß man fast umkommt vor Lachen, und das muß man dann hinunterdrücken. Er legt dann die Hand vor den Mund und macht: Hm, hm, und zieht die Achseln hoch, wie der Datterich immer macht, wenn er eine Arbeit ansieht, die ihm nicht gefällt. (Wir heißen ihn Datterich, aber ich weiß nicht, wovon der Name kommt, er heißt schon lang so.) Und dann machen einige andere auch hm, hm, und wenn er fragt, warum einer so macht, so sagt der: ich habe mich bloß geräuspert. Manchmal fragt er aber auch nicht, sondern schüttelt bloß den Kopf und macht zzz, und dann macht irgendeiner oder auch einige machen auch zzz, dann sagt er gar nichts mehr. Lieber Schneck, ich muß Dir aber sagen, daß ich da nicht mitmache. Aber nicht aus Tugend, denn eigentlich mache ich auch gern dummes Zeug, sondern ich habe es neulich ganz vergnügt dem Max Körner erzählt, wie fein es war, und daß der Datterich einen ganz roten Kopf bekommen hat; da fährt Max auf einmal auf und sagt: „Wenn du das mitmachst, bist du ein Schuft." Und dann ist er wieder ruhig geworden und hat gesagt, es sei eine Grausamkeit, den Mann zu quälen: er könne nichts dafür, daß er so sei, er wäre wohl auch gern anders. Er sei gut und ehrenhaft und verklage uns nie beim Direktor, wenn er schon gut könnte, und kurz und gut, wenn ich Ehre im Leib habe,

so dürfe ich da nicht mittun. Da habe ich mir vorgenommen, daß ich es tun will, nämlich nicht mittun, denn ich habe schon Ehre im Leib. Aber es ist auch nicht ganz leicht, denn erstens ist es so langweilig in der Stunde, daß man froh ist, wenn etwas vorkommt, und zweitens ist doch Eberhard mein Freund. Und er hat auch Ehre im Leib, er ist bloß so furchtbar komisch und macht so gern dummes Zeug.

Jetzt muß ich Dir noch von dem Eugen Banzhaf sagen, der in Tante Korneliens Haus wohnt: Er ist eigentlich doch kein Tugendbold, sondern es ist bei ihm ganz natürlich, daß er so sehr fleißig und manierlich ist. Er ist darum doch ein guter Kerl und ganz lustig, nur macht er gar nie etwas mit, was verboten ist oder wobei man sich die Kleider zerreißt oder so. Er hat mir ganz offen gesagt, daß seine Tante für ihn bezahlt, weil sie ihn gern von daheim fort haben will. Es ist da etwas mit seiner Mutter nicht recht. Er ist eigentlich mutig, weil er sich nicht fürchtet, daß jemand über ihn lachen oder spotten könnte. Es ist ihm gleich. Er ist eigentlich eine Art Freund von mir; nicht mein bester; (eigentlich ist keiner mein bester, sondern einmal habe ich den einen lieber, dann den andern). Aber ich hochachte ihn. Manche Knaben haben ganz feurige Freundschaften; dann gehen sie mit gar keinem als nur mit ihrem einzigen. Und wenn man sie neckt, ist es ihnen gleich. So eine habe ich nicht; es ist mir auch gleich. Eigentlich bin ich stolz, daß Max Körner so nett mit mir ist. Aber natürlich kann er nicht mein Freund sein. Er hat einen Schotten, der ist schon drei Jahre lang fort, aber sie schreiben einander immer noch alles. Aber mit mir ist er auch sehr nett, fast wie ein Freund. Ich glaube ich müßte alles tun, was er sagt, weil er so außerordentlich patent ist.

Herzlichen Gruß Helmut.

Helmut an die Mutter.

Sommerau, 30. Juni 1914.

Liebes kleines Mutterle! Wundere Dich nicht zu sehr, daß ich schon wieder schreibe. Wir haben heute nachmittag Selbstbeschäftigung, weil der Lehrer krank ist, der geometrisches Zeichnen gibt. Wer keinen Brief zu schreiben hat, muß einen Aufsatz machen. Da ist es immer noch unterhaltender, an Dich zu schreiben. Wenn der Brief aber langweilig wird, wundere Dich auch nicht, es hat seinen guten Grund, ich sage ihn Dir das nächste Mal.

Eigentlich haben wir schon wieder viel erlebt. Zum Beispiel gestern am Feiertag Peter und Paul, den man hier, wie bei uns daheim, Kirschenpeter heißt, machte die ganze Anstalt einen Tagesausflug. Wir marschierten morgens mit Trommeln und Waldhörnern aus und machten einen weiten Weg, bis wir auf einer Höhe ankamen, von der aus man bis zum Rhein hinuntersieht. Es war sehr schön, aber das will ich nicht beschreiben, denn es ist das langweiligste von allem, einen Ausflug zu beschreiben. Wenn man vorher ganz vergnügt war, so wird es auf einmal fad, wenn man einen Aufsatz darüber macht. Aber das will ich Dir sagen, daß ich auf dem ganzen Weg mit Max Körner ging, oder eigentlich er mit mir; denn er könnte gehen, mit wem er wollte, so wäre jeder stolz darauf. Er ist mein Freund geworden, das mußt Du wissen, und auch das, daß die andern alle, die ich seither hatte, gar nichts gegen ihn sind. Er ist einfach patent, oder vielleicht fällt mir noch ein anderer Ausdruck ein. Denn wenn er auch lustig ist und viele Dummheiten mitmacht, so ist er doch auch daneben so gescheit und stolz und wie ein Ritter, daß Du es Dir kaum denken kannst.

Der Schneck braucht diesen Brief nicht zu lesen. Wenn er ihn aber

dennoch liest, so verbiete es ihm, daß er freche Bemerkungen macht. Er hat oft genug neue Freundinnen; aber diesen Max werde ich mein Leben lang haben. Du mußt bedenken, daß er vier Jahre älter ist als ich und schon Primaner, und daß alle erstaunt sind, daß er einen viel jüngeren Schüler zu seinem Freund macht. Er fragt aber nichts danach und ich natürlich auch nicht.

Als wir nach einem langen Marsch an unseren Lagerplatz kamen, war schon ein großer Leiterwagen da, der auf direktem Weg von der Anstalt gekommen war. Wir trugen Holz zusammen und machten auf einer Waldlichtung ein großes Feuer, darauf wurden die Feldkessel gestellt, und es wurde Nudelsuppe gekocht. Dazu gab es heiße Würste, und es schmeckte uns großartig.

Zuletzt ließ der Direktor noch vier große Körbe voll Kirschen abladen, die auch auf dem Wagen gekommen waren. Er teilte sie selber aus, jedem eine Mütze voll. Eigentlich ist er famos. Wenn man nicht gerade etwas eingebrockt hat, wo er freilich Blitz und Donner spuckt (diesen Ausdruck habe ich von Max), so kann er so gemütlich sein wie Onkel Ernst. Er zwinkert dann auch mit dem linken Auge, und oft weiß man nicht, was Spaß oder Ernst ist.

Aber als es gerade am schönsten war, mitten im Kirschenessen, kam Doktor Halm, der Geschichtslehrer, an, der am Morgen zurückgeblieben war, und machte ein furchtbar feierliches Gesicht.

Es war aber auch etwas danach geschehen. Er sagte wie aus einem tiefen Brunnen heraus: „Ich bringe eine böse Botschaft. In Sarajevo ist das österreichische Thronfolgerpaar ermordet worden.“ Da waren alle still und ganz betroffen, denn es war entschieden etwas Furchtbares. Max war ganz blaß und sagte: „Das ist nur der erste Schuß von vielen, du wirst schon sehen.“

Daran kannst Du merken, kleines Mutterle, wie gescheit er ist. Aber gleich darauf geschah etwas sehr Komisches: Hubert François hatte den ganzen Mund voller Kirschensteine; er hatte mit Dimitri Peskow gewettet, wer am meisten Steine im Mund ansammeln könne. Und jetzt saß gerade Doktor Halm vor ihm und machte immer noch das gleiche Gesicht, da konnte er sie nicht ausspucken, er schob sie hin und her. Auf einmal fragte ihn der Doktor: „Hast du ein geschwollenes Gesicht, Hubert?" Da geriet er in Verzweiflung und blies in seiner Not, weil er nicht sprechen konnte, die ganze Ladung dem Dimitri ins Gesicht. Du hättest nur sehen sollen, wie lächerlich das war, und viele lachten auch. Aber sie hörten gleich wieder auf, denn es war wie bei einem Gewitter, da kann man auch nicht von ganzem Herzen lachen.

Jetzt ist die Gefahr vorüber, wegen der ich am Anfang schrieb, daß der Brief vielleicht langweilig werde. Nämlich ich fürchtete, der Aufsichtslehrer lese die Briefe durch, weil sie doch eine Klassenarbeit sind, und das ist ärger als alles, weil man dann ein Theater aus seinem Brief macht und nicht schreibt, wie man denkt. Aber auf einmal dachte ich: Mit Gott für König und Vaterland, es ist mir gleich, ob er es liest oder nicht, ich schreibe, wie ich mag. Aber es war mir doch nicht gleich. Er hat die Briefe aber nicht gelesen, ich klebe den meinigen jetzt sofort zu. Vielen Dank für den Kirschenkuchen. Wann kommt Vater wieder heim?

Herzlichen Gruß Dein Helmut.

Anneliese an Helmut.

Wittlingen, 10. Juli 1914.

Lieber Helle! Wir kommen am Sonntag nachmittag in Sommerau an, und zwar das Goldige mit der Post, Vater und ich aber zu Fuß

über den Berg. Falle nicht auf die Nase vor freudigem Schreck, es wäre schad' drum, denn sie ist schon abgeplattet genug. Falls Du zufällig keine Strafarbeit zu machen hast, kannst Du uns ja vielleicht entgegenkommen, es wäre ja immerhin möglich. Ich freue mich wie ein Dachmarder, aber nur auf die Reise im allgemeinen, nicht etwa so besonders auf Dich. Gestern kam Vaters Brief, in dem er uns seinen Plan mitteilt. Er ist mit der Aufstellung seiner Orgel fertig, sie soll wunderschön sein. Ein berühmter Musikprofessor hat zu ihm gesagt, sie gehöre zum Allerbesten, was es an Orgeln gebe. Stolz, nicht? Schad' ist nur, daß sie nicht Vaters Namen trägt, er, der das meiste und beste daran tut, bleibt im Verborgenen, während seine Orgeln in der ganzen Welt berühmt sind. Die nächste soll nach Riga kommen, Vater wird nur ganz kurz daheim sein. Darum wollen wir auch sein Dasein ausnützen, so gut es geht.

Es ist zu schafig, daß Du nicht mit daheim sein kannst. Hättest Du nicht zu fürchterlich gefaulenzt, so wäre es keiner Seele eingefallen, Dich ins Institut zu stecken. Dort schaffst Du doch auch, so viel man hört. Also, das hättest Du doch hier auch tun können, Möpschen,

Übrigens, so ist das Goldige: Als ich heute beim Frühstück brummte. daß die Firma Glanz und Berühmtheit aus Vaters Meisterwerken gewinne, er selber aber nichts davon habe, sagte es lächelnd: „Ach, sag' das nicht, wenn Vater da ist. Er ist so reich und froh in dem Bewußtsein, sehr Gutes und Tüchtiges zu leisten, ja eigentlich Ungewöhnliches. Und dabei ist er in Fachkreisen so geschätzt und hat alles Vertrauen seiner Herren." Den Rest verschluckte es mit einem winzig kleinen Seufzer.

Ich kenne doch das Goldige; es möchte auch gern Vater, der ein Meister ist, bekannt und angesehen wissen und besonders frei, zu han-

deln, wie er will. Aber das kommt nicht heraus. Ich wollte, wir hätten massenhaft Geld, um die Fabrik zu kaufen. Ich habe auch große Zukunftspläne. Mündlich. Das heißt, wenn das Musterbild Max nicht da ist, vor dem es mir ein wenig graut. Wenn Du mich ein einziges Mal Schneck nennst, das heißt vor anderen, so sind wir geschiedene Leute. Ich weiß auch nicht, was Dir einfällt, ich bin so alt wie Du, sogar noch ein bißchen älter.

Also am Samstag. Wir kommen in Karlsruhe mit Vater zusammen und fahren dann schnurgerade auf Dich zu. Die Kleinen bleiben bei Christine. Wiedersehen.

Anneliese.

Die Mutter an Helmut.

Wittlingen, 15. Juli 1914.

Mein lieber Bub! Nun sind wir also bei Dir gewesen und können uns Dein ganzes Leben so viel besser vorstellen als zuvor. Das heißt, Vater kannte den Ort ja schon, aber doch auch recht flüchtig, er war ja nur zwei Stunden dagewesen, hatte Dich gleichsam im Flug abgesetzt. Wie es mir fehlte, daß ich Dich nicht begleiten konnte, weißt Du. Aber das ist ja nun durch unsern Besuch ausgeglichen. Ich bin so froh, daß ich ruhig an Dich denken kann, das hilft mir über das Vermissen hinüber. Ich lasse alles, was ich gesehen habe und was Du mir gesagt hast, an mir vorübergehen, da wird es mir erst recht lebendig. Ich gehe in Gedanken durch Eure Schlafsäle und sehe alle die Söhne, die fern von ihren Müttern sind, friedlich unter die Decken schlüpfen. Da träumen dann einige von ihren Schweizer Bergen und andere von ihrem schönen Frankreich, manche von ihrer englischen Heimat und sogar manche von Rußland, obgleich ich mir nicht recht

vorstellen kann, wie man davon träumen kann, denn Rußland muß ich mir immer grausig und unwirtlich vorstellen. Dein Vater lacht mich aber aus, wenn ich das sage und erzählt mir von wunderschönen Städten und herrlichen Landstrichen, die er dort gesehen hat. Nun ja, jeder rechte Mensch liebt sein Vaterland, aber ich bin doch heilfroh, daß das meinige Deutschland ist. Übrigens muß ich Dir noch sagen, daß mir das kleine Serbenbübchen leid tat, das ihr ein wenig geringschätzig behandelt habt. Es ist ja freilich schlimm, daß seine Stammesgenossen die schreckliche Untat in Sarajevo begangen haben (und Vater sagt, dahinter stecke viel mehr, als wir wissen), aber dafür kann doch der arme kleine Kerl nichts. Es ist nur ein Glück für ihn, daß er in so gute, treue Hände gekommen ist, und daß er nun in Deutschland so viel Tüchtiges lernen kann. Das nimmt er dann später mit, wenn er nach Hause geht, und kann es dort weiter ausstreuen. Ich sah noch, wie er allein und etwas finster abseits von euch andern am Fenster im Speisesaal stand, und wie die Frau Direktor in ihrer gütigen Art auf ihn zuging und ihm die Hand auf den Arm legte: „Auf, Nikolaj, mach' nicht so dunkle Augen, wenn doch die Sonne scheint." Er sagte etwas Heftiges, was ich nicht verstand, aber sie führte ihn heiter und mütterlich an seinen Platz, und bald schmeckte es ihm wie Euch allen. Ja, das war auch eine Freude, Euch zuzusehen, Du hast wohl meinen Blick verstanden, mit dem ich den großen Teller voll Gelbrüben begrüßte, der vor meinem Sohn nicht nur stand, sondern sich auch im Handumdrehen leerte. Da dachten wir wohl beide daran, wie Vater Dich das verhaßte Gericht essen lehrte, und wie er sagte: Wer seinen Gaumen über sich Meister sein läßt, bleibt immer ein abhängiger Mensch, und ich mag keinen Knecht zum Sohn haben. Nun also, bist Du froh oder nicht, daß Du es schon zu Hause gelernt hast? Ach,

Helmut, Du hast einen herrlichen Vater. Mach' ihm doch ja Freude, so viel Du kannst. Er sieht etwas dunkel in die Zukunft hin, es droht allerlei im Leben der Völker untereinander. Gott wolle uns doch ja den Frieden erhalten. (Obgleich ich eigentlich nicht recht einsehe, wer etwas anderes wollen sollte.) Wenn man Euch Jungen alle so beisammen sieht in Euren Spielen und Arbeiten, wie eine große Familie, dann wird einem leicht und schwer. Leicht, weil Ihr lernt, einträchtig wie Brüder untereinander wohnen, und schwer, weil einen zuweilen ein Schreck durchzuckt, es könnte einmal das Furchtbare geschehen, daß solche heiteren Tisch- und Schlaf- und Lerngenossen gegeneinander stünden in bitterem Kampf. Nein, das verhüte Gott, es ist nicht auszudenken. Ich rede auch nur davon, weil der Direktor Deinem Vater und mir eine Geschichte erzählt hat, wie Anno Siebzig ein inniges Freundespaar aus diesem Hause sich eines Tages gegenüberstand in zwei feindlichen Lagern, und wie der eine zu spät sah, daß er seinen liebsten Kameraden der fröhlichen Jugendzeit getötet habe. Das geht mir nun immer nach. Ich will aber anderes denken; denn warum sollte sich so Schreckliches wiederholen?

Daß Du fleißig lernst, macht uns viel Freude. Und daß Du einen so tüchtigen Freund hast, auch. Bring' ihn doch ja in den Ferien mit; ich habe es ihm selbst gesagt, daß wir ihn erwarten, aber er schien noch nicht dazu entschlossen zu sein. Daß er keine Mutter mehr hat, bringt ihn mir besonders nah. Denn ich habe viel Liebe übrig, ja, es ist mir oft, als ob ihrer immer mehr werde, je mehr ich gebe. Ich könnte die Direktorsfrau beneiden, die für so viele Mutter sein darf. Aber ich tue es doch nicht, denn ich bin ja selber so reich.

Sei es um einige Wochen, so bist Du bei uns, dann wollen wir eine glückliche Familie sein und auch andere daran teilnehmen lassen, daß

wir es so gut haben. Ich sage schon: Auf Wiedersehen. Dein eigenes Gärtchen ist so schön imstand; Anneliese hat es liebreich gepflegt.

Treuliche Grüße von Deiner Mutter.

Der Vater an Helmut.

Wittlingen, 25. Juli 1914.

Lieber Sohn! Es wird nicht, wie wir wollten; ich werde nicht zu Hause sein, wenn Du ankommst. Es hat sich so begeben, daß ich um einige Wochen früher als geplant war, nach Riga zu reisen habe. Dort sind Verhandlungen nötig, die nicht gut schriftlich gemacht werden können. Ich hoffe aber in kurzer Zeit zurück zu sein, um dann die Entstehung des Werkes, das für eine deutsch-russische Gemeinde bestimmt ist, hier zu leiten. Hoffentlich fällt meine Rückkehr noch in einen Teil Deiner Ferien; ich möchte gern eine Zeitlang mit Dir zusammen sein und womöglich eine Fußwanderung mit Anneliese und Dir machen. Daß Du Dich den Sommer über gut gehalten hast, ist mir eine Freude; ich habe es Dir aber zugetraut.

Es ist eine ernste Zeit; Du darfst wohl davon wissen. Der Friede unter den Völkern ist bedroht. Doch reise ich ruhig, denn ich weiß, es geschieht von unserem Kaiser alles, um ihn zu erhalten; das ist auch schon in andern gefährlichen Zeiten gelungen. So wird es, hoffe ich, auch diesmal der Fall sein.

Trotzdem sorge ich, möglichst bald zurückzukommen. Ich will nicht hoffen, daß mir oder Euch irgend etwas Schweres zustoße, ehe wir wieder beisammen sind. Gott behüte uns alle.

In Treue Dein Vater.

Helmut an die Mutter.

Sommerau, 25. Juli 1914.

Meine liebe Mutter! Du mußt gar nicht erschrecken, daß ich mit Bleistift schreibe, und anstatt heimzukommen, überhaupt noch einen Brief schicke. Ich habe mir beim Absprung vom Turnreck den Fuß übertreten, und er ist dick geschwollen. So muß ich Umschläge haben und ihn hochlegen. Frau Direktor pflegt mich fast so gut, als ob Du es selber wärest; sie ist furchtbar nett, es ist kein Wunder, daß Max Körner sie so gern hat. Da er ja keine Mutter hat, ist er natürlich noch viel froher an ihr, als ich. Er ist gestern wieder zurückgekommen und hat nun das Examen hinter sich. Vielleicht begleitet er mich, wenn ich heimreise; das ist in ungefähr acht Tagen. Wenigstens meint es Frau Direktor, so lange könne es mit meinem Fuß dauern. Gestern sind die meisten Knaben abgereist; es war ein großer Tumult, bis alle ihre Koffer gepackt hatten und aus dem Haus waren. Da mußte ich ruhig im Bett liegen; das war mir nicht leicht. Ich wäre viel lieber wie die andern alle umhergerannt und mit ihnen abgereist. Mein Freund Eberhard machte so viele Späße, daß sich die andern immer wieder auf den Boden setzten, um zu lachen. Sie warfen einander mit allen möglichen Sachen, die sie schon im Koffer hatten, da gab es einen großen Wirrwarr, den mußten sie dann immer wieder auseinanderlesen; es war furchtbar lustig. Aber ich war nicht lustig und konnte nicht so lachen wie sie, weil ich auch gern mit ihnen gehen wollte. Draußen vor dem Haus standen zwei Leiterwagen, die waren mit hohen grünen Birken- und Buchenzweigen dicht besteckt, und dahinein stiegen alle die Glücklichen. Sie jubelten laut in allen ihren Sprachen und riefen: „Auf Wiedersehen“, und andere Dinge, und die Gäule wieherten laut, denn es kam ihnen auch fröhlich vor. Ich habe

es nicht mehr in meinem Bett ausgehalten und bin ans Fenster gehüpft auf einem Fuß. Da sahen noch einmal alle herauf und riefen mir zu. Zwei Lehrer saßen auch mit in dem Wagen; aber sie sahen nicht so fröhlich aus, und ich habe gedacht, ob sie sich nicht auf die Vakanz freuen? Hinterdrein ist noch ein großer Pritschenwagen mit allen Koffern gefahren, der war auch bekränzt. Vor dem Haus standen der Herr Direktor und seine Frau und die Kinder und noch einige Knaben, die nicht heimreisen können, weil es viel zu weit ist, zum Beispiel einer aus Celebes. Die riefen alle: „Auf Wiedersehen" und winkten mit den Taschentüchern. Auf den Wagen aber haben sie gesungen: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus", obgleich der Mai nicht gekommen ist. Liebes Mutterle, da hätte ich beinah geweint, weil mich auf einmal das Heimweh so stark angepackt hat. Aber dann kam das Schöne. Denn als ich noch am Fenster stand, kam auf einmal Max Körner von hinten her und hielt mir mit den Händen die Augen zu. Er fragte nicht: „Wer ist's?" aber ich wußte es dennoch sogleich, wer es war, obgleich ich nicht gewußt hatte, daß er angekommen war. Er trug mich ins Bett zurück und setzte sich auf den Bettrand, da hat er mir viel erzählt. Und ich dachte: Es ist nur gut, daß ich noch nicht abgefahren bin. Ja sogar vielleicht wären manche froh von denen, die auf dem bekränzten Leiterwagen sitzen, wenn sie hier an meiner Stelle sein könnten und den Max zum Freund haben, denn viele hätten ihn gern gehabt, aber nur zu mir allein hat er gesagt, daß er mein Freund sein will.

Liebe Mutter, dann hat er mir noch erzählt, wie es gekommen ist, daß er es gewußt hat, daß wir miteinander gehen müssen. Er hat einmal einen kleinen Bruder gehabt, als schon seine Mutter gestorben war. Den hat er ganz und gar versorgt und immer bei sich gehabt

und lieber gehabt als alles auf der Welt, und der kleine Bruder auch ihn. Er hat Konrad geheißen, aber Max hat ihn umgetauft und Bimberlein geheißen; nur er allein hat so zu ihm sagen dürfen; wenn es jemand anderes gesagt hat, so hat das Bimberlein nur seine Augen herumlaufen lassen, als ob es sagen wollte: für dich heiß' ich nicht so. An einem Tag aber hat die Tante, die ihnen daheim den Hausstand geführt hat, das Bimberlein mit auf eine Reise genommen zu ihrer Mutter. Sie hat nicht gern gehabt, daß der große und der kleine Bruder so sehr aneinander gehangen sind, und daß sie in einer Schlafkammer geschlafen haben, und daß der Max den Kleinen ganz allein versorgt hat. Das hat sie ihnen abgewöhnen wollen. Aber als sie abreisen sollten, hat sich das Bimberlein mit aller Kraft an seinen Großen gehängt und immer gesagt: „Laß mich nicht fort, laß mich bei dir." Und dem Max ist es auch so gewesen, als ob er ihn irgendwo hintragen will, wo ihn niemand findet, denn er hat auf einmal gewußt, daß das Bimberlein nicht mehr kommt.

Aber der Vater und die Tante haben gesagt, daß es dummes Zeug sei und unnatürlich, und daß sie jetzt gescheit sein sollen. Da haben sie einander fahren lassen, und es ist aber auch wahr gewesen, daß das Bimberlein nicht mehr gekommen ist, denn es ist in der fremden Stadt an einer Krankheit gestorben, an der damals viele Kinder gestorben sind. Der Max hat es noch nicht gewußt. Und in einer Nacht ist auf einmal das Bimberlein vor ihm gestanden in einem weißen Hemdchen und hat gesagt: Ich komme doch wieder zu dir, Großer, ganz sicher komme ich wieder.

Aber am andern Tag hat er es erfahren, daß das Bimberlein gestorben war. Dann ist er bald darauf fort von daheim und in das Institut gekommen. Aber er hat das Bimberlein nie vergessen und

hat immer gedacht: es ist nicht wahr gewesen; es ist doch nicht mehr gekommen.

Und einmal ist er wieder hierher zurückgekommen, eben diesen Sommer, als er gerade von seiner Krankheit gesund geworden war. Da hat er mich gesehen; ich habe ihm die Haustür aufgemacht, und wir sind aneinander angeprallt, weil keiner vom andern etwas gewußt hat. Da haben wir gelacht. Und er hat auf einmal gedacht: der lacht gerad' wie das Bimberlein. Von da an ist es ihm noch oft so vorgekommen, daß ich ihm ähnlich sei; er hat aber nichts gesagt; bloß wir sind immer mehr Freunde geworden. Aber jetzt hat er es mir gesagt. Ich kann es aber nicht sein (nämlich das Bimberlein), denn ich bin zwei Jahre älter, und überhaupt. Aber es macht nichts; darum ist der Max jetzt doch mein Freund, und ein so guter, wie ich gar nicht gedacht habe, daß es einen geben kann.

Liebes kleines Mutterle, es ist auch bei mir so, wie Du mir geschrieben hast, daß man manche Sachen gar nicht sagt, wenn man beisammen ist, weil man denkt, man lacht einen vielleicht aus. Aber schreiben kann man es schon.

Am andern Tag.

Liebe Mutter, der Brief ist noch da, denn es ist niemand dagewesen, der ihn zur rechten Zeit an die Post getragen hat. Max hat einen großen Spaziergang mit Herrn Bohnenberger gemacht. Der bleibt nämlich in den Ferien hier, weil er, glaub' ich, ein Buch schreiben will. Ich habe Dir ja schon gesagt, daß er so überaus bedeutend ist. Und die Frau Direktor hat Dir schon geschrieben, daß Du nicht in Sorge bist. Das hat sie mir gesagt.

Als es Abend geworden ist, ist ein Gewitter gekommen, ganz lang-

sam. Zuerst hat es von weitem hergedonnert, leise, dann nach und nach lauter. Und auf einmal, als es dunkel wurde, sind helle Blitze über den Himmel hingefahren, und jedesmal ist ein lauter Donner gekommen, es hat gepoltert, wie wenn schwere Wagen fahren. Ich habe mich fast ein bißchen gefürchtet; es ist schon ziemlich spät gewesen, und ich habe gedacht, wenn es nur schon vorbei wäre. Da ist auf einmal Max gekommen; dann ist immer alles ganz anders, und man fürchtet sich kein bißchen mehr. Wir haben miteinander die Blitze auffahren und wieder auslöschen sehen, es war prachtvoll, wie wenn ein ganzer See voll Feuer wäre. Auf einmal sagte Max: „So möchte ich einmal sterben, so im Feuer."

Aber weil ich erschrocken bin, sagte er: „Sei nur ruhig, nicht jetzt. Es ist mir nur eingefallen, weil wir drüben in der Andacht die Geschichte gelesen haben, wie der Prophet Elias in einem feurigen Wagen mit Rossen in den Himmel gefahren ist. Das ist doch prachtvoll: einfach auf und davon. Nicht lang alt werden und keine Zähne mehr haben und herumschleichen am Stock, sondern auf einmal den Mantel fallen lassen und in den Feuerwagen hinein und fort. Verbrennen, nicht verfaulen."

Ich habe gar nicht gewußt, was ich sagen soll, und beinah hätte ich noch gelacht wegen den Zähnen und dem Stock. Aber es ist wieder ein heller Blitz gekommen und dann ein schwerer Donner, und Max ist ganz im Feuer gestanden und hat so prachtvoll ausgesehen. Da habe ich leise gesagt wie das Bimberlein: „Laß mich bei dir sein, wir wollen beieinander bleiben." Liebe Mutter, das mußt Du ganz allein für Dich behalten, alles, was ich jetzt geschrieben habe. Ich möchte so ein herrlicher Ritter werden wie der Max. Wenn wir etwas von Theodor Körner lesen, dann muß ich immer denken: so einer ist er auch, und er

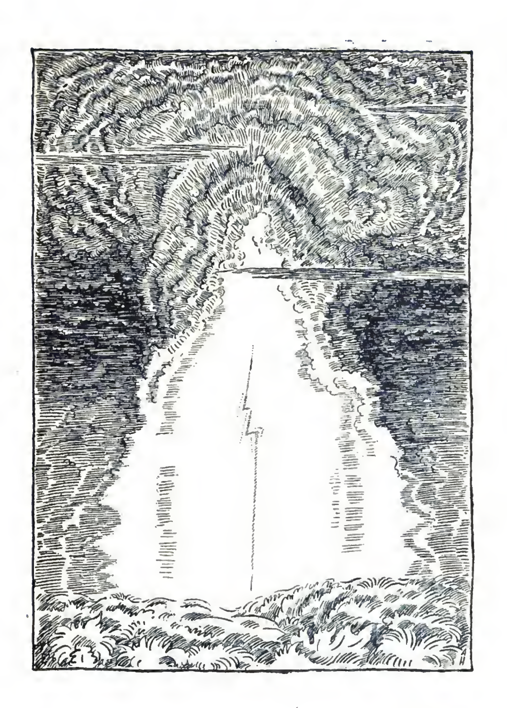
hat auch noch seinen Namen. Bloß daß kein Krieg ist und hoffentlich auch keiner kommt. Denn Du weißt ja, daß Theodor Körner in den Befreiungskriegen gefallen ist. Aber wir sind doch jetzt frei und brauchen keinen Befreiungskrieg. Ich freue mich so sehr aufs Heimkommen. Aber Du mußt es nicht übel nehmen, daß es jetzt auch schön ist. Liebe Mutter, der Fuß tut nicht sehr weh.

Herzlichen Gruß Dein Helmut.

Anneliese an Helmut.

Wittlingen, 28. Juli 1914.

Lieber Helle! Als Dein dicker Brief an das Goldige kam, dachten wir, es werde schon darin stehen. Aber Du hast es, scheint's, noch nicht gewußt, obgleich Du es jetzt wissen wirst, daß vielleicht ein Krieg kommt. Man kann sich gar nicht vorstellen wie das ist. Wenn jemand sagt: nächste Woche muß Dein Haus brennen oder auch die ganze Stadt, so denkt man, er ist verrückt. Warum denn soll es brennen? und warum denn soll auf einmal Krieg sein? Ich glaube es noch nicht; das Goldige auch nicht. Es sagt, der Kaiser wird schon machen, daß es nicht wahr ist, er hat es schon oft gemacht. Und auch der Reichskanzler macht es mit ihm. Aber freilich, nicht alle Leute sagen so. Es kommt mir ganz einfach vor: man muß die Serben strafen, weil sie den Thronfolger und seine Frau ermordet haben. Das sieht doch ein Blinder. Das ist doch immer so, daß man Mörder straft. Dann ist es wieder in Ordnung. Aber vielleicht helfen ihnen die Russen. Das verstehe ich nicht. Sie müssen einen heimlichen Grund dazu haben, sie wollen einfach Krieg mit uns. Unser Klassenlehrer hat gesagt, es sei furchtbar ernst, aber man hoffe immer noch, daß es nicht wahr sein müsse. Es sei doch für jedes Volk schrecklich, wenn es Krieg haben



müsse, das sei noch ein Trost, denn so werde es der russische Zar auch einsehen.

Aber ich denke nur immer: der Kaiser macht, daß es nicht sein muß. Es ist aber nicht sicher, ob er kann. Etwas ist noch stolz daran: daß wir einen Dreibund haben, der zusammenhält. Man kann auch sagen: Treubund. Denn weil wir treu zu Österreich halten, darum wollen die Russen Krieg machen. Du brauchst nicht zu denken, daß ich nichts davon verstehe, etwa weil ich keinen so klugen Freund habe wie Du. (Denn von selber verstehst Du auch nicht mehr als ich, Helle.) Aber hier gibt es auch noch Menschen, die es einem erklären können.

Das Goldige ist aber trotzdem in Angst und Sorge um den Vater, weil er ja in Rußland ist. Man sieht es gut, wenn es auch hundertmal sagt, daß der Krieg nicht kommen müsse.

Heute nacht fing auf einmal Schlambes an rasend zu bellen. Da fuhr das Goldige auf und sagte: „So bellt er nur, wenn Vater oder Helle kommt", und ging an die Haustür, so schnell es konnte. Ich saß im Bett und wartete, aber nach einer Weile kam es ganz still und traurig wieder und sagte nur: „Es ist nichts gewesen."

Schlambes muß geträumt haben, oder er hat den Mond angebellt, der lag so hell auf dem Garten und Haus und schien in alle Stuben. Beim Frühstück sagte Marlene: „Mutterle, hast Du Halsweh?" (denn sie hatte neulich Halsweh, und das kommt ihr nun als das Ärgste vor). Da sagte das Goldige: „Nein, Herzweh, Schatzenskind." Marlene und die beiden andern sahen ganz verwundert auf; da zwang sich das Goldige zum Lachen und sagte: „Ihr habt eine dumme Mutter, ihr müßt mich gar nicht ansehen." Aber das gab einen Lärm, denn sie schrien alle drei, die Mutter sei nicht dumm; goldig sei sie und lieb und gut, und Schlambes bellte auch dazu, und Pipps schrie: „Krah, krah" und schlug

mit den Flügeln. Da kam mir auf einmal alles wieder besser vor; denn das Goldige muß nur nicht so traurig aussehen, dann ist es schon gut. Vater wird schon beizeiten abreisen, wenn er merkt, daß etwas Schlimmes los ist; er ist nicht so dumm, daß er das nicht merkt. Und außerdem: ich glaubs nicht. Christine sagt auch: „So dumm wird niemand sein, daß er Krieg anfängt." Wenn Du nur nicht so dumm Deinen Fuß übertreten hättest. Dann wärest Du jetzt da; man sollte beisammen sein, wenn so arge Sachen in der Luft hängen.

Mach schnell, daß Du gesund wirst, und dann komm. Auf Deinen Max ist mir's jetzt nicht mehr so angst wie früher. Seit ich ihn gesehen habe, kommt er mir ganz menschlich vor.

Nachmittags. Das Goldige ist wieder ganz mutig. Wir haben miteinander Bohnen gebrochen (von den hohen Feuerbohnen), und sind beide auf Stühlen gestanden, weil man ja sonst nicht hinaufreichen kann. Da streckt es auf einmal sein Gesicht zwischen den Bohnenranken durch zu mir herüber und sagt: „Anneliese, wir wollen Vertrauen haben. Es kommt nichts, was nicht Gottes Wille ist, nicht für unsere Familie und nicht für unser Vaterland. Die Menschen dürfen nichts tun, was Gott nicht über uns beschlossen hat."

Ich war zuerst ein bißchen verwundert, denn ich hatte schon vorher Vertrauen gehabt, ich bin nicht so ängstlich. Aber es war mir recht, daß das Goldige so froh aussah, es sah einfach — goldig aus. Man kann es nicht anders heißen, als es schon heißt.

Du mußt nichts davon sagen, wenn Du kommst, daß ich Dir das geschrieben habe, was jetzt kommt: ich glaube, das Goldige ist fromm. Nachher kamen ein paar Frauen von Fabrikarbeitern. Die Weilerin von dem roten Häuschen neben dem großen Haselbusch und die Frau Schmidgall. Sie hatten ihre kleinen Kinder auf dem Arm und wollten

von unserer Mutter hören, ob es wahr sei, daß Krieg komme, und daß dann ihre Männer sogleich ausmarschieren müßten. Sie waren ganz aufgeregt, und die Weilerin sagte immerfort zu ihrem kleinen Kind, das noch im Tragröckchen ist: „Du armes Kind, jetzt hast du vielleicht bald keinen Vater mehr."

Ich mußte ihnen Kaffee holen und auf die Veranda bringen, und als sie dasaßen und aßen und tranken, sagte das Goldige: „Jetzt nur nicht schwach sein und jammern. Es geschieht das Mögliche, das Unheil abzuwenden. Ist es nicht möglich und werden wir angegriffen, so werden wir uns um unsere Heimat wehren. Das ist doch natürlich. Und Gott wird uns helfen."

Die Weiber tunkten ihre Wecken in den Kaffee und sahen schon ein bißchen ruhiger aus. „Natürlich wehren wir uns", sagte die Frau Schmidgall und sah die Mutter zustimmend an.

Ich mußte geschwind lachen, weil sie immer sagten: wir und uns, und sie sind doch keine Soldaten. Aber als ich das Goldige ansah, da sah es aus wie ein Kaiser und König, und da habe ich auch gedacht: wir wehren uns.

Mach, daß Du kommst, Zwilling.

Die Johannis- und Stachelbeeren sind überreif, soweit sie überhaupt noch da sind. Das Goldige hütet immer einige Büsche für seinen Großen; so ist es. Ich hätte sie schon abgeleert, wenn es auf mich angekommen wäre.

Herzlichen Gruß Anneliese.

Helmut an die Mutter.

Stuttgart, 3. August 1914.

Liebe Mutter! Ich sitze hier in der Stadt und kann nicht weiter fahren, weil alle Züge mit Soldaten angefüllt sind. Wenn ich könnte,

würde ich Tag und Nacht marschieren, bis ich bei Euch wäre, aber ich kann noch nicht recht auftreten, wenigstens hinke ich noch in einem Schnürstiefel und einem weichen Schuh herum. Aber es ist mir so schrecklich, daß wir nicht beisammen sind; denn weil jetzt wirklich Krieg geworden ist, kann ich es fast nicht mehr aushalten ohne Euch alle und besonders Dich. Wenn ich nur das eine wüßte, ob der Vater noch aus dem schrecklichen Rußland herausgekommen ist. Es ist gewiß so, wie wenn es in einem Haus brennt, und alle springen nach der Tür und stoßen und drücken einander, weil sie heraus wollen, und viele kommen auch heraus. Aber manche sind weit hinten in einem langen Gang, und wenn sie auch noch so schnell laufen, können sie doch nicht schnell genug, und auf einmal sehen sie, daß die Türe zufällt, und daß sie eingesperrt sind.

Solche Sachen muß ich immerfort denken, weil ich nicht weiß, ob er noch herausgekommen ist.

In meiner Stube bei Tante Kornelie hängt ein Bild aus Rußland. Da sitzt ein Mann in einem Schlitten und haut mit der Peitsche auf seine Gäule los, und ein ganzes Rudel Wölfe rennt hinter ihm her, und man weiß nicht, ob es die Gäule gewinnen oder die Wölfe. Aber man meint, die Wölfe. Liebe Mutter, der Mann sieht dem Vater gleich. Wenn er nur gewiß durchkommt. Ich habe so Angst, daß sie ihn fangen. Jetzt haben sie richtig mit uns Krieg angefangen. Nicht nur die Russen allein, auch die Franzosen. Es ist nur gut, daß die Knaben bei uns vorher abgereist sind, ehe ihre Vaterländer mit uns angefangen haben. Sonst hätten wir sicher auf dem Turnplatz eine furchtbare Schlacht miteinander gemacht und nicht im Spaß. Wir hätten sie furchtbar verhauen, und wir hätten es auch gewonnen aus Zorn, weil sie für nichts und wieder nichts angefangen haben. Max sagt, ich soll nicht dumm sein, denn die Knaben können doch nichts

dafür. Aber es ist mir gleich; denn sie haben doch auch immer zu einander gesagt: Revanche! und vielleicht haben sie es schon lang gewußt.

Nur wenn ich an Hubert François denke, ist es mir sehr leid; denn er kann ja sicher nichts dafür; er ist eigentlich fast mein Freund; vielleicht hätte er auch gesagt, daß man es lassen solle, wenn er daheim und schon ein Mann gewesen wäre.

Ach, liebe Mutter, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen muß mit Erzählen; ich wäre so sehr gern bei Dir, es wäre viel besser.

Max ist mit mir hierhergereist. Eigentlich wollte er mich zuerst noch heimbegleiten, ehe er sich zu den Soldaten meldete. Aber er hat jetzt doch nicht mehr warten können, denn er sagt, er spürt es, daß ein jeder einzige sogleich seine Schuldigkeit tun muß. Jetzt ist er schon aufgeschrieben, und wahrscheinlich kommt er morgen oder übermorgen in die Kaserne und wird Soldat. Er sagt, er kann bald alles, was er muß, denn er hat in Sommerau schon lang exerziert, und er kann gut turnen und marschieren. Und es ist ihm auch alles gleich, ob es leicht oder schwer ist, es muß einfach sein, daß die Feinde nicht ins Land kommen, denn sie wollen uns unsere Heimat nehmen.

O wenn ich nur schon alt genug wäre, dann könnte ich auch mitgehen; stark bin ich eigentlich schon und auch ziemlich groß. Aber mit vierzehn Jahren wird man noch nicht genommen, leider. Liebes kleines Mutterle, und Du ließest mich auch gehen, wenn man mich nähme, das weiß ich schon.

Als ich heute morgen mit meinem Kameraden Eberhard am Bahnhof war, um die Soldaten abfahren zu sehen, da rührte mich im dicksten Gedränge auf einmal jemand an der Achsel an, und da war es Herr Doktor Halm. Er hatte eine Leutnantsuniform an und sah prachtvoll aus. Es war ein junges Fräulein bei ihm in einem weißen Kleid und mit einem Rosenstrauß in der Hand; der Eberhard zupfte mich

am Ärmel und sagte leise: Es ist gewiß seine Braut; alle, die hinausgehen, haben auf einmal Bräute, mein Vetter hat auch eine. Und es war auch seine Braut, er sagte es uns ganz offen, und sie gab uns die Hand, weil wir die Schüler von ihrem Bräutigam sind. Aber sie hatte gewiß vorher geweint, man sah es gut an ihren Augen, und man sah auch, daß sie gleich wieder anfangen wollte, sie nahm sich bloß zusammen. Doktor Halm sagte: Jetzt ist es anders als seither. Jetzt wird wieder neue Weltgeschichte erlebt. Seither haben wir sie bloß aus Büchern gelernt, jetzt helfen wir sie machen. Eberhard sagte: Ja, Sie schon, Herr Leutnant (so ist der Eberhard, er sagte gleich Herr Leutnant zu ihm, das wäre mir gar nicht eingefallen), aber wir können sie nicht helfen machen, wir müssen daheim bleiben; und dabei machte er ein ganz unglückliches Gesicht. Da sagte Doktor Halm ganz freundlich und aber auch sehr ernsthaft: O doch, ihr könnt sie schon helfen machen. Ihr könnt euch selber das Ehrenwort geben, daß ihr daheim so sein wollet, wie es sich für junge Deutsche gehört; es kommen schwere Zeiten für alle, da müsset ihr fest hinstehen, hilfreich sein, wo ihr könnt, und furchtlos und treu. Er sagte noch mehr, ich weiß es noch gut, und ich vergesse es auch nicht, man kann es bloß nicht so auf ein Papier hinschreiben. Es war auch etwas dabei, daß Gott uns nicht verläßt, wenn wir treu bleiben. Aber da konnte auf einmal das Fräulein in dem weißen Kleid nicht mehr unterdrücken, daß es weinen mußte, da gaben wir dem Doktor Halm nur noch schnell die Hand und sagten: Behüt' Sie Gott und auf Wiedersehen, denn wir wollten doch nicht dazu hinstehen, das hätte sie bloß gestört. Aber wir haben ihnen noch nachgesehen, bis der Doktor in seinem Wagen eingestiegen ist.

Liebe Mutter, da sind viele eingestiegen, und bei vielen sind ihre Frauen und ihre Kinder gewesen, und viele haben auch noch keine ge-

habt, weil sie zu jung gewesen sind. Du hättest nur alles sehen sollen. Ich habe ganz vergessen, daß ich nur einen Stiefel und einen Hausschuh angehabt habe, ich habe gar nicht mehr heimgehen mögen. Die meisten Soldaten haben auch Rosen und andere Blumen am Helm und am Gewehrlauf gehabt. Und auf dem Bahnhof sind viele junge Fräulein und viele Frauen herumgelaufen mit Kaffeekannen und mit Körben voll Butterbrot und haben alle noch gefüttert, und Tante Kornelie ist auch mit herumgelaufen. Auf einmal haben wir auch den Eugen Banzhaf gesehen, der neben seinem Vater hergegangen ist. Der Vater hat den kleinen Buben, der erst vier Jahre alt ist, auf dem Arm gehabt, und es sind auch noch zwei Mädchen dabei gewesen, die schon in die Schule gehen. Wir haben dem Herrn Banzhaf auch noch die Hand gegeben, und Eugen hat gesagt: Ich komme wahrscheinlich nicht mehr zu euch ins Institut, denn ich muß daheim bleiben und für alles sorgen. Liebe Mutter, das ist gar nicht komisch gewesen, und der Eberhard hat auch nicht gelacht, im Gegenteil. Der Vater hat dann bloß gesagt: Ich weiß schon, daß ich mich auf dich verlassen kann, Eugen.

Nachher ist er uns wieder begegnet (der Eugen nämlich); da hat er den dicken kleinen Buben auf dem Rücken reiten lassen, obgleich der ganz gut gehen kann. Aber ich weiß schon, er hat ihn heimtragen wollen, weil er gedacht hat, er muß jetzt gleich etwas tun. Da hätte ich auch gern gleich etwas getan. Wenn ich nur schon daheim wäre.

Wenn es nicht so arg wäre, daß der Krieg ist, dann wäre es hier prachtvoll. Denn überall kommen Soldaten mit Musik daher; da muß man mitmarschieren. Und überall singen sie: O Deutschland, hoch in Ehren, und alle Leute singen mit. Vorgestern abend ist auch das ganze Volk vor des Königs Schloß gezogen mit Fackeln, da haben sie Hoch!

gerufen und gesungen, und der König hat eine Rede gehalten, daß wir fest und treu zusammenstehen wollen, wenn der Feind uns überfällt.

Max ist neben mir gestanden, und ich habe immer denken müssen, daß er mein bester Freund ist, und daß man schon sehen wird, daß er fest und treu steht. Aber auf einmal ist auch noch Herr Bohnenberger neben uns gestanden, wie wenn er aus dem Boden gewachsen wäre. Er hat gleich nachher einrücken müssen; da haben wir einander Lebewohl gesagt, und ich hätte noch so gern zu ihm gesagt, daß er so prachtvoll ist und daß ich ihn so gern habe. Aber so etwas kann man ja freilich nicht sagen. Er hat gesagt: Lebe wohl, Helmut, und werde ein deutscher Mann, der seiner Heimat wert ist, und hat mir ganz fest ins Gesicht gesehen; da habe ich laut gesagt: Ja, ich werde schon einer. Und liebe Mutter, ich weiß es auch für ganz gewiß, daß ich einer werden will. Das andere sage ich Dir, wenn ich heimkomme. Tante Kornelie meint, vielleicht übermorgen.

Wenn ich nur wüßte, ob unser Vater aus Rußland herausgekommen ist. Gruß an Anneliese und die drei Kleinen. Ich bin Dein Sohn

Helmut.

Max an Helmut.

16. August 1914.

Mein Lieber!

Gestern habe ich Deine Tante besucht und von ihr gehört, daß Ihr in großer Sorge um Euren Vater seid. Ihr wisset gar nichts von ihm und müsset nun denken, er sei in Rußland eingeschlossen, und es könne ihm Unleidliches, ja das Schlimmste geschehen sein? Mein liebes Bimberlein, wie gerne wollte ich einen Tag oder auch nur eine Stunde bei Dir sein können und sehen, wie es Dir zumute ist. Es ist alles so ganz anders geworden in den letzten Wochen, es ist, als wäre man

zum zweitenmal auf der Welt und alles, was vor dem Krieg war, sei das erstemal gewesen. Nun wirst Du nicht lachen, und Deine Schwester Anneliese wird nicht so lustige blaue Augen herumlaufen lassen. Und Deine liebe, gütige Mutter wird eine große Last der Ungewißheit mit sich herumtragen. Es ist mir auch selber schwer zu denken, daß dem festen, tüchtigen Mann, der so groß und breit und heiter oben an dem Tisch neben dem Direktor saß, als er mit den andern Dich in Sommerau besuchte, irgend etwas Böses zugestoßen sei. In den Zeitungen steht so vieles von dem, was die Unsern im Ausland erlitten haben in den Tagen der Abreise. Wie mag es erst denen gehen, die nicht mehr über die Grenze kamen?

Aber höre, Helmut, Du mußt jetzt nicht alle Tage Deiner Mutter erzählen, was Dir Schreckliches über den Vater geträumt hat und was Du Dir über ihn ausgedacht hast. Das mußt Du für Dich behalten; sie hat es ohnehin schwer genug. Du mußt ein Held sein, wenn Du auch kein Soldat sein kannst.

Tu alles, was Du meinst, daß es sie freuen könne, auch wenn es Dir langweilig vorkommt. Mir kommt auch manches unnötig und langweilig vor im Dienste; ich möchte doch so bald als möglich hinauskommen ins Feld, wo schon so viele von denen sind, die ich kenne, und viele sind schon gefallen. Aber ich denke immer ein Wort, das neulich ein alter Mann, der meinen Vater gekannt hat, zu mir gesagt hat: Es kommt jetzt gar nicht darauf an, was man möchte, nur, was man muß. Also.

Ich möchte Dir so vieles über den Krieg schreiben, ich kann fast nichts anderes denken. Wir haben jetzt so viele Feinde, immer sind wieder neue gekommen; sie dachten gewiß, sie könnten uns nur so zerreißen wie eine Meute Jagdhunde ein Wild zerrisse, wenn man es ihr erlaubte.

Aber sie täuschen sich. Deutschland ist kein Hase, sondern ein Löwe, jetzt, wo alle dagegen stehen, wird er furchtbar ausbrechen. Sie sollen sich nur vorsehen; sie werden es schon noch erleben. Auch England gehört nun zu unsern Feinden! Du kannst Dir denken, lieber Helmut, daß es für mich furchtbar ist, daß mein George nun einem Volk angehört, das uns vernichten will. Und auch ihm wird es furchtbar sein. Aber ich liebe ihn dennoch immer gleich, und ich weiß auch, daß er mich liebt bis in den Tod. Wenn wir beide fallen, so wird uns die Walküre nach Walhalla tragen, wo die alten Helden jetzt auf uns niederschauen. Er ist übrigens ein Schotte, wie Du weißt. Das sind keine solchen Krämer und Pfeffersäcke wie die Engländer; es sind freie, stolze Männer.

Wenn ich kann, schreibe ich Dir bald mehr. Ich falle abends immer fast um vor Müdigkeit. Leb' wohl und sei gegrüßt.

Dein Max.

Helmut an Max.

Mönchshof, 20. August 1914.

Lieber Max! Diesen Brief schreibe ich nicht von daheim aus, sondern vom Mönchshof, der ein Bauerngut ist und meiner Großtante gehört. Zuerst bin ich eine Woche daheim gewesen, da war es so furchtbar, wie noch gar nie. Die Fabrik hat sogleich aufgehört zu arbeiten, als die Mobilmachung herausgekommen ist, weil fast alle Männer ausmarschieren mußten, und auch, weil sie die Bestellungen ins Ausland doch nicht ausführen kann. Und die Frauen sind so viel zu meiner Mutter gekommen mit allen ihren Klagen und weil sie denken, meine Mutter wisse alles, man brauche sie nur zu fragen. So sind sie immer mit ihren kleinen Kindern gekommen und lang herumgestanden, denn

sie mochten am liebsten gar nichts schaffen, nur immer reden, zum Teil sehr dummes Zeug von Spionen, das sie hatten erzählen hören. Zum Beispiel, daß ein Mann einen Sarg auf einem Wagen in die Stadt geführt habe, und als man den Sarg geöffnet habe, sei ein lebendiger Spion darin gelegen, und so vieles. Da hat meine Mutter gesagt, sie müßten alle eine Arbeit haben und eine, die fürs Vaterland sei. Und sie hat zuerst Geld gesammelt von den Fabrikherren und noch ein paar reichen Leuten, und dann hat sie Stoffe gekauft und Wolle und hat in einem Fabriksaal eine Nähstube eingerichtet, da haben alle die Frauen kommen können und Hemden nähen und Socken stricken für die Soldaten. Meine Mutter hat alles hergerichtet und ist immerfort dabei gewesen. Anneliese aber hat die kleinen Kinder hüten müssen, das ist ihr zuerst auch schrecklich gewesen, denn sie hat lieber etwas Großes tun wollen, zum Beispiel verwundete Soldaten pflegen. Aber nach und nach hat es ihr doch gefallen, das zu tun, denn die Mutter hat es ihr recht erklärt, daß das alles sein müsse, und daß ihre Pflicht zu Hause sei.

Aber ich habe gar nicht gewußt, was tun. Manchmal habe ich in der Nähstube die Zeitung vorgelesen und manchmal mit meinen kleinen Geschwistern gespielt oder meine Tiere besorgt. Aber ich wäre am liebsten davongelaufen, und ich habe mir auch schon allerlei ausgedacht, was ich tun wollte, denn es ist alles nicht genug gewesen.

Da habe ich Deinen Brief noch nicht gehabt.

Meine Mutter hat gar nicht viel davon geredet, daß sie solche Angst um den Vater hat, und wenn man bei ihr ist, hat man auch keine so große mehr. Sie schafft nur immerfort, und sie tröstet alle Menschen, die um etwas jammern, und mit uns ist sie so lieb, daß Du es Dir gar nicht denken kannst. Aber Angst hat sie ja freilich dennoch

und auch Sehnsucht, weil er vielleicht viel leiden muß, und sie kann es nicht mit ihm teilen, und sie ist doch seine Frau.

Anneliese sagt, sie schläft wahrscheinlich gar nicht, und sie geht in der Nacht so oft ans Fenster, weil sie meint, sie habe etwas gehört, und dann ist es immer nichts. Und auf den Briefträger wartet sie immer schon lange, ehe er da sein kann. Aber wir warten alle auch auf ihn. Da habe ich angefangen, ihm weit entgegenzugehen, denn er kommt sehr spät zu uns heraus; wir wohnen weit außerhalb der Stadt bei der Fabrik. Es hat aber bis jetzt nichts geholfen, denn ich habe ihr noch nie den Brief bringen können, auf den sie gewartet hat. Wir haben ausgemacht, daß mein Bruder Wolfgang an der Aussichtsbank auf mich wartet, und Anneliese wartet am Gartentor. Und wenn ich den Brief habe, so muß ich ihn schwenken, sobald mich Wolfgang sehen kann, und dann muß Wolfgang seine Taschentuch schwenken, und Anneliese muß rufen: Gloria Viktoria, daß man es im Haus hört. Aber bis jetzt hat sie noch nicht rufen müssen.

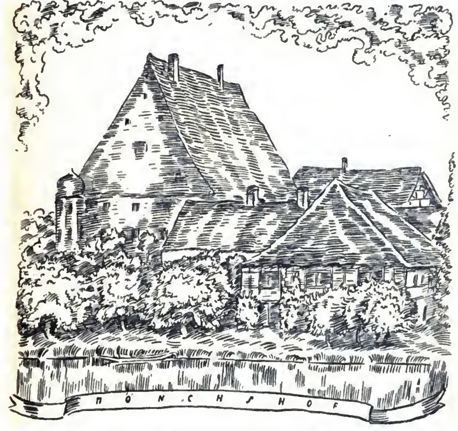
Lieber Max! Dann, als ich acht Tage daheim gewesen bin und es mir immer schrecklicher war, daß ich nichts Rechtes tun konnte, kam auf einmal ein Brief vom Mönchshof von meiner Großtante Sophie. Sie schrieb, daß die Ernte sein müsse, und daß es eine Not sei, weil die Knechte im Krieg seien und so wenig Hände zum Arbeiten da und auch so wenig Pferde, und ob ich nicht kommen wolle und vielleicht einige starke und große Kameraden mitbringen, die gern tüchtig schaffen wollen. Da war ich so froh, wie wenn auf einmal alles Arge vergangen wäre, und ich ging in die Stadt hinein und dachte: Jetzt will ich ein Heer anwerben; da hätte ich gern mein Jägerhorn von Sommerau bei mir gehabt, um alle zusammenzublasen. Und ich wußte auch Häuser, wo große und starke Buben waren, und manche waren älter

als ich, Oberrealschüler und solche vom Obergymnasium. Da ging ich überall hinein und fragte, ob sie nicht auf dem Mönchshof arbeiten wollen in der Ernte. Lieber Max, das hätte ich früher auch nicht getan, weil ich gedacht hätte, vielleicht lacht man mich aus, oder man denkt, ich sei frech. Aber ich habe Mut gehabt, weil meine Mutter gesagt hat, es sei auch fürs Vaterland, und weil ich gerade fürs Vaterland habe etwas tun wollen.

Da habe ich zwölf Arbeiter zusammengebracht, und ich habe gesagt, sie sollen alte Kleider anziehen, denn sie müssen furchtbar schaffen, und sie sollen am Nachmittag kommen, dann wollen wir sofort abmarschieren.

Aber auf dem Heimweg ist mir noch Fritz Fingado begegnet, von dem ich Dir einmal erzählt habe, daß er Sachen über mich ausgesagt hat, die er selber getan hat, und daß er meinen Hund verleitet hat. Da bin ich an ihm vorbeigegangen, denn ich habe ihm zeigen wollen, daß ich ihn verachte. Aber er hat sich mir in den Weg gestellt und hat gesagt: Brandt, du mußt es nicht mehr übelnehmen, daß ich das getan habe. Denn ich tue es nicht mehr, sicher, ich habe mich vorher nicht recht besonnen gehabt. Und jetzt möchte ich gern mit auf den Mönchshof, denn ich kann furchtbar schaffen. Und er hat seine Arme hinausgestreckt, da hat man gut gesehen, wie stark sie sind. Aber ich habe doch noch einen Zorn gehabt und habe gesagt: Es ist eine Gemeinheit gewesen. Da ist er rot geworden und hat gesagt: Wenn ich doch sage, daß du es nicht mehr übelnehmen sollst. Und auf einmal ist es mir eingefallen, daß der Kaiser gesagt hat: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche. Da habe ich gesagt: Also, gut, du kannst mitkommen. Aber du mußt morgens um drei Uhr aufstehen und schaffen, bis du hinfällst. Da hat er gesagt: Das tue ich alles. Und ich habe ihn auch in mein Heer aufgenommen.

Ich habe noch Sorge gehabt, daß es meiner Mutter nicht recht sei. Aber es ist ihr recht gewesen, und sie hat gesagt: Man muß verzeihen können, denn uns muß man auch manches verzeihen.



Und, lieber Max, der Fingado schafft am meisten von allen außer natürlich mir. Denn ich will ja Landwirt werden, und es ist auch unser Hof, da muß ich freilich am meisten dran. Die andern können nicht sehr viel. Manche können die Hitze nicht vertragen, und manche

bekommen gleich Blasen an die Hände, und dann können sie keine Gabel oder keine Sichel mehr halten. Und manche machen auch lauter dummes Zeug. Da ist meine Großtante ganz unglücklich darüber, aber über den Fingado und noch ein paar andere ist sie glücklich. Wir schlafen alle auf dem Heuboden, da hat man uns Leintücher und Decken hingebreitet; wenn man müde ist, liegt man da herrlich. Einer ist da, der auch nicht viel schafft, denn er ist ein zartes Söhnchen, aber wir haben ihn dennoch gern, denn er hat seine Zupfgeige mitgebracht, und am Abend, wenn es dunkel wird und wir nach dem Nachtessen ins Heu gehen, dann spielt er noch und singt Lieder, und wenn wir auch noch so müd' sind, singen wir doch alle mit. Dann stehen die Mägde außen herum und horchen, und manchmal singen sie auch mit, und auch meine Großtante horcht. Über den Lämmert, so heißt er, ist sie auch nicht unglücklich, denn sie sagt: Wenn einer auch nicht selber tanzt und er ist ein guter Spielmann, so macht er doch die andern tanzen. Das wirst du verstehen, wie es gemeint ist, es geht aufs Arbeiten, und daß man lieber schafft, wenn man vergnügt ist von der Musik.

Jetzt sind schon wieder viele fort von den Erntehelfern. Denn meine Großtante hat gesagt, sie kann nur die brauchen, die Kraft und Ausdauer haben; es ist kein Spiel jetzt, es gilt den Ernst zeigen. Die Ernte ist aber auch beinah herein, wir werden gut fertig. Ich bin so froh, daß ich gut weiß, was ich werden will, ich weiß es alle Tage.

Gestern hat mir der Fingado einen Zipfel von seiner Wurst gegeben für meinen Hund und hat gesagt: Gib du ihm ihn selber, sonst will er wieder mit mir gehen, er hat mich nämlich gern. Er meint, du seiest mein Freund. Da hat er mich gedauert, weil ich gut weiß, daß er mich noch gern hat. Er hat die Sachen über mich nur gesagt, weil er gedacht hat, mich könne niemand mehr strafen, weil ich doch fort sei, da sei es

gleich für mich. Und er hat so furchtbar gearbeitet auf dem Mönchshof. Da habe ich gesagt, daß Du mein bester Freund bist, und daß das sonst niemand werden kann, aber sonst sei ich schon wieder gut mit ihm. Da hättest Du sehen sollen, wie froh er gewesen ist; und ich habe gesagt, wir denken nicht mehr an das, was vor dem Krieg gewesen ist, weil wir jetzt die Einigkeit brauchen. Lieber Max, es ist heute Sonntag und ein Regentag, und ich habe den ganzen Nachmittag an Dich geschrieben, weil ich Dir so gern alles erzählen möchte. Wenn ich Dich nur noch sehen könnte, ehe Du in den Krieg gehst, ich denke immer daran.

Ich möchte so furchtbar gern helfen siegen; warum bin ich nicht drei oder vier Jahre früher auf die Welt gekommen? Denn jetzt hilft alles nichts. Sei mir tausendmal gegrüßt. Dein treuer Freund

Helmut.

Eberhard an Helmut.

Stuttgart, 26. August 1914.

Lieber Mensch, es ist hier prachtvoll, ich möchte am liebsten gar nicht mehr nach Sommerau. Ich sehe die ganze Vakanz über kein Buch an, oder höchstens ganz zuletzt, weil ich sonst die Buchstaben nicht mehr kenne. Daheim bin ich überhaupt fast nie, nur zum Essen und Schlafen, denn ich muß immer mit dem Rad hin und her fahren vom Lazarett nach der Post und nach dem Roten Kreuz und dann wieder ins Lazarett. Ich bin Ordonnanz bei einem Doktor, denn ich gehöre zur Jungdeutschlandgruppe, da hat ein jeder seine Arbeit. Manche von meinen Kameraden helfen in der Küche Gemüse putzen und Kartoffeln schälen. (Du kannst Dir denken, daß da hier und da etwas Gutes abfällt, aber das kann mich nicht bezaubern.) Und manche

sind beim Bahnhofsdienst, da müssen sie das Feuer schüren an den Kaffeekesseln und die großen Kannen hin und her schleppen, denn das können doch die schwachen Fräuleins nicht. Wenn Soldaten abfahren oder wenn ein Lazarettzug kommt, dann müssen sie helfen Kaffee einschenken und an den Wagen herumtragen. Aber austeilen wollen es meistens die Damen selber, denn sie meinen, es freut die Soldaten mehr, wenn so hübsche Mädchen kommen in weißen Kleidern, als wenn es nur Buben sind. Aber ich glaube, es ist nicht so und sie schneiden sich, denn die Soldaten sind froh, wenn sie uns sehen und wenn wir ihnen zeigen: Lieb Vaterland magst ruhig sein, wir kommen auch noch hintendrein. Sie sind furchtbar nett mit uns, auch die Verwundeten. Wenn man sie bringt, dann sind sie zuerst ganz still und sehen furchtbar blaß aus und manche stöhnen auch, wenn es stößt beim Tragen auf den Bahren oder so. Aber nach ein paar Tagen sind sie ganz munter, denn man liebt sie und bringt ihnen Zigaretten und Obst und Blumen und macht Musik für sie, da sehen sie, daß ihnen das Vaterland dankbar ist. Ich habe meines Vaters ganzen Tabakskasten ausgeräumt, nach und nach. Zigaretten und Zigarren und feinen Tabak, das habe ich alles den Verwundeten in unserem Lazarett gebracht. Wenn ich zur Tür hereingekommen bin in den großen Saal, dann haben sie schon die Köpfe gehoben und gesagt: „Aha, da kommt Jungdeutschland.“ Dann habe ich es verteilt, und sie haben sich sehr gefreut. Aber mein Vater hat mich nicht gelobt, das kannst Du Dir denken. Er hat mich in sein Zimmer gerufen, da habe ich mir gleich gedacht, was er will, und ich habe gesagt: „Ich muß schnell fort ins Lazarett, es ist schon halb acht Uhr.“ Aber er hat gesagt: „So arg pressiert es nicht; ich habe vorher ein ernstes Wort mit Dir zu reden.“ Da ist der große, leere Kasten auf dem Tisch gestanden, und mein Vater hat ge-

sagt: „Weißt du, was das ist?" Ich habe gesagt: „Ja, ich weiß, es ist das Raucharsenal." Aber er hat nicht gelacht, sondern hat mir eine Pauke gehalten, daß er sich in mir getäuscht hat, und daß der eigene Sohn hinter des Vaters Rücken den Tabakskasten ausleert. Ich soll gestehen, ob ich geraucht habe und den andern Buben davon gegeben. Da habe ich gesagt: „Keinen Buben, sondern Männern habe ich es gegeben, und selber habe ich nicht geraucht, sondern alles dem Vaterland gebracht, weil die Soldaten machen, daß der Feind nicht ins Land kommt. Und ich habe doch nicht fragen können, ob ich darf, wenn du immer bis in die Nacht hinein auf der Kanzlei bist und arbeitest und am Mittag nach dem Essen müd' bist und ruhen mußt."

Da hat er sich den Bart gestrichen. Das tut er immer, wenn er lachen muß und will es nicht zeigen, und hat gesagt: „Lausbub, so mach' daß du fortkommst, aber gib mir dein Ehrenwort, daß du nichts mehr verschenkst, was nicht dir gehört, ohne zu fragen." Aber ich habe es ihm nicht gegeben, denn manchmal dauert es zu lang mit dem Fragen, und man tut es doch, und dann ist man ein Schuft.

Lieber Brandt, in den Zeitungen steht immer, daß die Franzosen unsere Deutschen, wenn sie bei ihnen gefangen sind, schimpfen und verhöhnen und mit Steinen werfen. Und wir alle, ganz Jungdeutschland, haben eine solche Wut gehabt, daß wir ausgemacht haben, wenn ein Zug mit Franzosen ausgeladen wird, dann wollen wir ihnen auf französisch und auf deutsch zeigen, daß wir sie verachten, weil sie unsere auch verachten. Aber es ist ganz anders gekommen. Denn als man einen Zug ausgeladen hat, da sind es Verwundete gewesen, und mein Doktor hat geholfen, und ich habe auch dabei sein müssen und noch andere Jungmänner. Und sie haben so furchtbar elend ausgesehen und einer hat zu meinem Doktor gesagt in gebrochenem Deutsch:

„Wann werden wir...?" und ist mit dem Zeigfinger sich selbst um den Hals gefahren, wie wenn er ihn abschneiden wollte. Da ist der Doktor bös geworden und hat ihn angeschnauzt: „Glaubt ihr denn, ihr seid zu Halsabschneidern gekommen? Ins Bett kommt ihr und werdet herausgepflegt." Und hat mir gewinkt, daß ich dem Franzosen einen Schluck Wein geben soll, denn er ist ganz grüngelb geworden und hat die Augen zugemacht. Da hat keiner von uns mehr daran gedacht, daß er eine Wut hatte. Aber ein alter Sanitäter mit einem grauen Bart hat zu mir gesagt: „Wenn es unsere armen Teufel in Frankreich auch so hätten; man darf gar nicht daran denken." Lieber Mensch, ich könnte Dir noch viel erzählen, aber ich habe keine Zeit. Denn jetzt muß ich gleich noch einmal fortradeln und sehen, ob vielleicht ein Sieg ist. Wenn einer ist, dann kommen die Fahnen heraus und man singt: Deutschland, Deutschland über alles, und wenn ein großer ist, dann läuten die Glocken auf allen Türmen, das ist sehr schön, wenn es dann überall so hallt über das ganze Tal und über die Berge hin.

In acht Tagen muß man wieder in den Stall, das ist keine Kleinigkeit. Ich habe meinen Vater angefleht, er soll mir Urlaub geben lassen, denn ich sei doch Ordonnanz, und das Vaterland gehe vor allem. Aber er hat gesagt: „Das geht vor allem, daß junge Männer heranwachsen, die etwas lernen und einen guten Nachwuchs geben, wo so viele fallen, und die vor allem Disziplin im Leib haben." Da habe ich kehrt marsch gemacht und nichts mehr gesagt. Denn mein Vater sagt immer: „Wenn wir die gute Disziplin nicht hätten, dann wären wir schon besiegt." Wenn er damit anfängt, darf man nichts mehr sagen. Also Wiedersehen!

Eberhard.

Sie haben keine weißen Kleider mehr an beim Bahnhofsdienst, sondern gestreifte, und weiße Schürzen, und auf dem Kopf haben sie Häubchen. Aber manche stecken sich Rosen an und denken, so seien sie netter. Mir ist es gleich; meine Schwester tut es auch, und sie ist auch sehr nett.

Max an Helmut.

Von unterwegs, 12. September 1914.

Lieber Freund! Nun liegt alles hinter mir, oder eigentlich hinter uns. Denn unser ganzer langer Eisenbahnzug ist wie ein Mann; es geht allvorwärts vor den Feind. Ich bin froh, daß ich noch bei Euch gewesen bin. Wenn ich mir vorstelle, wie Euer Haus in seinem schönen, grünen Garten liegt, und wie das Rebenspalier an der Wand hinaufklettert und es in den Arm nimmt, und wie Eure Mutter so für Euch alle da ist, und daß Dein Vater in Rußland gefangen ist (denn ich kann nicht glauben, daß er nicht mehr lebt), so brennt etwas in mir: das ist unsere heilige Aufgabe, daß wir die Heimat schützen, und daß wir den Feind abwehren. Ich habe keine eigene Heimat mehr, aber Deutschland hat viele solche Heimaten wie die Deine; für die müssen wir stehen — oder auch fallen.

Grüße alle zu Hause; Deine Mutter, Anneliese und die drei Kleinen. Ich habe mich lang besonnen, was an Anneliese so Besonderes ist, jetzt ist es mir eingefallen: sie hat das Weiße im Auge blau; das schimmert so eigen. Du mußt es ihr aber nicht sagen, es ist nur so eine Beobachtung von mir.

Wir sind am Rhein. Den wollte ich einst mit meinem Freund bewandern, wir hatten es längst ausgemacht. Man darf nicht dran

denken. Aber an das darf man denken, daß dieser breite, grüne Strom deutsch bleiben muß: so lang ein Tropfen Blut noch glüht.

Es hat sich so getroffen, daß ich mit ein paar andern Freiwilligen, die wie ich Vorübung in militärischen Dingen hatten, einer Formation zugeteilt worden bin, die jetzt schon hinauskommt. Wir hatten uns auch hierzu freiwillig gemeldet, denn es drängt uns mit Macht ins Feld zu den Brüdern, die draußen stehen. Wer möchte länger, als er muß, zu Hause bleiben? Es geht nach Frankreich hinein. Ich möchte Dir noch tausend Dinge sagen; es ist mir, seit ich bei Euch gewesen bin, als sei ich Euer ältester Bruder, nicht nur Deiner, Euer aller. Deine Mutter hat mich auf den Mund geküßt, als ob sie meine wäre. Meine ist schon so lange tot. Wenn ich die Augen schließe und sie mir herrufen will, nimmt sie die Gestalt der Deinigen und ihr Gesicht an, und ich höre sie sagen: „Behüt dich Gott, Sohn, lieber Sohn," wie sie zum Abschied sagte. Du kennst das nicht, Du hast die Mutter immer gehabt; ich habe mich durch meine Jugend hindurchgehungert nach ihr. Ich habe ein kleines Medaillon mit ihrem Bild in der Brusttasche. Es hat meinem Vater gehört, nun geht es mit mir. Nach Sommerau konnte ich nicht mehr fahren, es liegt zu weit ab. Das tat mir leid, denn es ist doch immer mein Nest und Unterschlupf und auch etwas wie eine Heimat gewesen. Sie lieben mich dort, und sie wären auch traurig, wenn ich nicht mehr käme. Aber es sind so unendlich viele, denen ihr Herz und ihre Fürsorge gehört; es ist doch anders als in einem wirklichen Daheim. Du Glücklicher, der Du das hast.

Ich kann nicht mehr weiterschreiben; sie singen um mich herum, der ganze Wagen singt: „Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein." Da kann ich auch nicht still sein. Es kommt manchmal so über einen, als ob man nichts hätte, was man verließe, und als ob

die glücklicher wären, von denen sich jemand mit Schmerzen löst. Aber hinweg damit und vorwärts. Und habe ich nicht auch Dich, liebes Bimberlein?

Immer Dein Max.

Helmut an die Mutter.

Sommerau, 30. September.

Ich habe bis jetzt nur Postkarten geschrieben, seit ich wieder hier bin; ich konnte nicht gut Briefe schreiben. Es ist alles ganz anders als vorher. Die meisten Lehrer sind fort; nur ein paar kriegsuntaugliche sind da, und zufällig gerade nicht die allernettsten; besonders ein älterer, namens Hartenstein, den wir gar nicht besonders mögen, denn er ist langweilig, und seine Fächer sind jetzt ohnehin so sehr langweilig. Er gibt Rechnen und geometrisches Zeichnen. Die Ausländer sind auch alle fort, was ja recht ist; denn sie sollten sich ja nur blicken lassen! Wenigstens die feindlichen. Konstantin Georgi rechne ich nicht zu den feindlichen. Er ist aber bei seiner Großmutter in Danzig geblieben. Aber die Schweizer sind auch nicht mehr gekommen, wenigstens nur zwei, und es sind auch nicht die besten von allen. Und auch sonst keine Neutralen. Die Anstalt ist nur halb voll, kaum halb. Wir sind jetzt ein Bild von Deutschland im Kleinen, sagt der Direktor; wir sind ganz auf uns angewiesen; alle haben uns verlassen, die sonst zu uns standen und viel Gutes von uns hatten. Nun müssen wir unter uns sehr fest zusammenstehen.

Liebe Mutter, er hat noch viel gesagt, er hat uns eine prachtvolle Ansprache gehalten, als die Schule wieder angefangen hat, und hat ein schönes Gedicht von Emanuel Geibel vorgelesen, der es schon lang gewußt hat, daß es einmal so kommen muß, daß uns alle

überfallen, weil sie Angst haben, daß wir zu mächtig werden. Ein Vers darin heißt: Wenn verbündet Ost und West wider dich zum Schwerte fassen, wisse, daß dich Gott nicht läßt, wenn du dich nicht selbst verlassen.

Da hat er gesagt, daß viele unter uns Deutschen gewesen sind, die schon auch Prügel verdient haben, und daß wir nicht meinen müssen, wir sind besser als alle andern, denn das sind wir auch nicht immer. Aber wir haben den Frieden gewollt und die andern den Streit. Und wir werden es doch gewinnen, wenn es auch hart ist.

Der Direktor ist prachtvoll. Er möchte auch gern mit hinaus ins Feld, denn er ist ein gedienter Soldat, das hat er uns gesagt. Es zuckt immer in ihm, wenn er von ferne das Schießen hört vom Elsaß herüber. Denn das hört man hier. Dann möchte er gern den Helm aufsetzen und den Säbel umschnallen und abmarschieren. Und er versteht es ganz gut, daß es uns langweilig ist, daß wir rechnen müssen und Grammatikstunde haben, er begreift es vollständig. Wenn er ein Knabe wäre, ginge es ihm gerade so; das sagt er selber. Aber es hilft jetzt alles nichts, denn man muß fortmachen wie bisher und an seinem Posten stehen, bis man gerufen wird. Das muß nämlich er, denn er muß vielleicht doch noch in den Krieg; aber wir kommen ja doch nicht hinaus; so lang kann ja der Krieg nicht dauern. Oder meinst Du doch vielleicht? Der Direktor sagt, man dürfe es nicht wünschen, es wäre schrecklich für alle Völker. Mein Kamerad Eberhard ginge auch so furchtbar gern hinaus. Er hat ein Buch, darin steht von einem vierzehnjährigen Buben, der im siebziger Krieg auf heimliche Weise in einem Militärzug mit nach Frankreich gekommen ist. Und er ist auch mit im Gefecht gewesen und hat den Verwundeten Wasser gebracht und hat von hinten her Munition geholt, als einigen

Kameraden die Patronen ausgegangen sind und hat noch viel geleistet. Aber unser Singlehrer hat das Buch liegen sehen und hat gesagt: „So etwas ist jetzt nicht mehr möglich, denn dieser Krieg ist so furchtbar grausam und schrecklich wie noch gar nichts auf der Welt gewesen ist." Und er hat sehr ernsthaft ausgesehen dabei, denn er hat drei Brüder im Krieg, und es ist ihm angst um sie. Er heißt Holzhauer, aber er könnte kein Holzhauer sein, denn er ist klein und schmal und nicht sehr gesund; ich bin fast jetzt schon so groß wie er, und viel stärker.

Liebe Mutter, der Direktor sagt uns immer vieles aus der Zeitung und liest uns den Tagesbericht von der Heeresleitung vor. Aber in den Zeitungen steht viel Trauriges, weil die Feinde so furchtbar über uns lügen, daß wir Barbaren seien, roh und wild, und keine Kultur haben und man uns ausrotten müsse, weil ein solches Volk nicht leben dürfe. Das ist schrecklich. Ich weiß noch gut, wie arg es mir war, als Fritz Fingado Sachen über mich sagte, die ich nicht getan habe, und ich konnte mich nicht wehren. Da habe ich einmal nachts im Bett geweint vor Wut. Aber das jetzige ist viel schlimmer, denn ich habe doch viele gehabt, die nichts Böses von mir geglaubt haben, und Deutschland ist ganz allein, und alle lassen sich über uns anlügen und glauben es. Es ist schrecklich.

Liebe Mutter, vielleicht doch nicht alle. Denn der Direktor hat heute gesagt, daß er froh ist, wenn er daran denkt, daß er eine Masse Knaben erzogen hat aus den feindlichen Ländern, die doch wissen, wie es bei uns ist, und daß wir ein freies, tapferes, friedliebendes Volk sind. Und er hat gesagt, daß er sie immer die Wahrheitsliebe gelehrt hat und daß sie vielleicht jetzt nicht mitlügen können, sondern sagen: Seid still, ihr kennt ja die Deutschen nicht, aber wir kennen sie. Jetzt muß ich auch immer an Hubert François denken, denn ich weiß sicher,

daß er auch nicht mitlügt, es ist ganz unmöglich. Denn als er krank gewesen ist, hat ihn die Frau Direktor gepflegt, und er ist ein guter Freund von allen Bauern auf den Höfen in der Umgegend gewesen, weil er Kaninchen bei ihnen gekauft hat, und er hat Herrn Bohnenberger feurig geliebt. Aber Herr Bohnenberger ist der beste deutsche Mann, den man sich denken kann. Ich muß noch an manche denken, die vielleicht auch die Wahrheit über uns sagen, zum Beispiel der kleine Schotte Archie Macdonald und noch andere. Dann ist es gleich ein wenig leichter, wenn man das denken kann.

Mein liebes Mutterle, Du mußt es nicht übelnehmen, daß ich noch gar nichts vom Vater geschrieben habe, und wie sehr es mich bedrückt, daß man nichts von ihm weiß. Es träumt mir immer von ihm, daß eine lange, dicke Mauer ist ohne Tür, die nirgends ein Loch hat, und daß er hinter der Mauer ist. Und noch andere Sachen, die ich Dir nicht schreiben mag, weil Du ohnehin traurig genug bist und ich Dich nicht auch noch bedrücken will. Sondern ich muß es selber tragen. Das hat mir Max noch extra geschrieben, und ich tue es auch.

Jeden Tag denke ich: Heute erfahre ich etwas. Aber am Abend habe ich immer nichts erfahren. Wenn ich nur wenigstens wüßte, ob Du nicht so sehr traurig bist, und ob Du immer wartest, daß eine Nachricht kommen muß. Schreibe mir doch bald und grüße alle, besonders Anneliese.

Dein treuer ältester Sohn Helmut.

Eugen Banzhaf an Helmut.

10. Oktober 1914.

Lieber Brandt! Ich habe mich immer besonnen, ob ich Dir schreiben soll oder nicht. Zuerst habe ich gedacht, ich will nicht, weil es mir so

schrecklich ist, daß ich nicht mehr in das Institut zurückgehen kann; da ist es vielleicht leichter, wenn ich gar nichts davon sehe und höre. Aber es ist jetzt anders, und jetzt schreibe ich doch. Ich will Dir alles der Reihe nach erzählen.

Also zuerst, wie mein Vater in den Krieg gegangen ist, hat er gesagt: „Du kannst jetzt nicht mehr von daheim fortgehen und weiterlernen, du mußt meine Stelle einnehmen bei den kleinen Geschwistern und auch in manchem bei der Mutter; ich verlasse mich auf dich. Wenn ich wiederkomme, so löse ich dich wieder ab; wenn nicht, so mußt du bald ein Mann werden und trachten, für alle zu sorgen, da kann ich dir nicht helfen."

Da habe ich ihm versprochen, daß ich alles tun wolle, und daß er ruhig in den Krieg gehen könne und für das Vaterland kämpfen, und im stillen habe ich gedacht, daß der Krieg vielleicht bald aus sei, damit ich im Institut alles nachholen könne, was ich versäumt habe.

Jetzt muß ich Dir sagen, was Du auf Ehre keinem Menschen erzählen darfst, daß meine Mutter krank ist, nämlich schwermütig. Sie ist einmal lang fort gewesen in einer Anstalt. Dann, als es besser geworden ist, ist sie zu uns heimgekommen, aber sie ist nicht ganz gesund geworden. Sie vergißt manchmal alles, auch das Kochen und die Haushaltung. Dann sieht sie immer vor sich hin und sagt traurige Dinge, und niemand darf lachen und fröhlich sein. Das ist sehr schwer. Aber manchmal sorgt sie sehr gut für uns Kinder, und wir haben einen Gemüsegarten, für den sorgt sie noch am besten, denn das Pflanzen tut ihr gut. Das hat der Doktor noch besonders für sie verordnet. Mein Vater ist Kaufmann in einem großen Geschäft. Dann, wenn er abends heimgekommen ist, hat er auch noch im Garten gearbeitet, da sind wir oft alle ganz fröhlich gewesen.

Jetzt, wie er ausmarschiert ist, bin ich immer mit der Mutter und mit den drei Geschwistern in den Garten gegangen, da haben wir alle miteinander gearbeitet, und die Schwestern haben immer noch Salat und Gemüse zu Bekannten getragen, die es uns abgekauft haben. Und manchmal habe ich selber gekocht mit einer von den kleinen Mädchen; es ist alles gut gegangen. Denn es sind ja Ferien gewesen, und niemand hat etwas anderes gewußt. Da sind auch herrliche Siege gewesen. Nach der Schlacht bei Tannenberg sind wir alle im Garten gewesen, und auf einmal haben alle Glocken angefangen zu läuten, und überall sind die Fahnen herausgetan worden, und auf der Straße haben die Leute einander zugerufen, daß der Hindenburg die Russen geschlagen hat und das Vaterland befreit und hunderttausend Russen gefangengenommen.

Das ist prachtvoll gewesen. Und ich habe es nicht mehr ausgehalten, ich habe meine Mütze genommen und bin fortgelaufen in die Stadt hinein. Aber mein kleiner Bruder hat hinter mir drein gerufen, daß er auch mit wolle und die Schwestern auch. Da habe ich sie alle mitgenommen. Lieber Brandt, da ist mir der Eberhard begegnet auf einem Rad, der hat ganz spöttisch gerufen: „Bist Kindsmagd, Banzhaf?" Das hat mich gedrückt, daß er das gesagt hat, denn er weiß ja nicht, wie es bei uns ist, und daß ich es dem Vater versprochen habe.

In der Vakanz ist aber sonst alles gut gegangen.

Bloß als die Schule wieder angefangen hat, und ich habe nicht mit Euch anfangen können, da ist es mir ganz schrecklich gewesen. Denn Du weißt es nicht, wie gern ich immerfort lernen möchte, und auch wie gern ich im Institut gewesen bin. Aber da hat sich etwas ereignet, das für mich sehr schön ist, obgleich es sonst ein Unglück ist.

Nämlich als ich einmal an einem Lazarett vorbeigekommen bin,

wo man gerade Verwundete aus großen Möbelwagen ausgeladen hat, und ich stehengeblieben bin, um zuzusehen, da habe ich auf einmal unsern Doktor Halm auf einer Bahre liegen sehen. Er ist furchtbar blaß und mager gewesen und hat sich gar nicht gerührt. Ich hätte ihn fast nicht erkannt; aber wie ich in sein Gesicht gesehen habe, da hat er mich auch gesehen und hat mir ein wenig zugenickt, da haben wir uns beide erkannt. Von da an bin ich jeden Tag an dem Lazarett vorbeigegangen und habe gedacht, ich wolle hineingehen und nach ihm fragen. Und am fünften Tag habe ich den Mut gefaßt und bin hineingegangen. Da ist aus einer Türe ein junges Fräulein herausgekommen und hat gesagt: „Du bist ein Schüler von Dr. Halm! Du kannst hereinkommen. Ich will dir aber vorher sagen, daß er seinen rechten Fuß verloren hat. Aber Gott Lob und Dank, er kommt mit dem Leben davon. Ich bin seine Braut." Und sie hat mich in das Zimmer geführt.

Da ist er im Bett gelegen, aber nicht mehr so blaß wie damals auf der Bahre. Er hat geraucht und hat mir ein bißchen entgegengelacht. Auf seinem Bett sind viele Zeitungen gelegen, und auf einem Tischchen sind Sträuße von Rosen und Körbchen mit Obst gestanden, und die Braut ist neben ihm gesessen und hat Soldatensocken gestrickt. Es hat alles ganz gemütlich ausgesehen, nicht wie ein Unglück, sondern wie ein Glück. Und es ist auch ein Glück, daß er wenigstens noch lebt, und nicht nur für die Braut, sondern auch für mich.

Es ist so zugegangen: die Braut ist aufgestanden und hat gesagt: „Wenn du jetzt gerad Gesellschaft hast, so kann ich schnell fortgehen und einiges besorgen;" und sie ist auch gegangen und hat ihn vorher geküßt. Da habe ich zum Fenster hinausgesehen. Aber der Doktor hat mich angelacht und hat gesagt: „Gelt, ich habe es gut, Eugen? Nämlich sie nimmt mich auch mit dem einen Fuß; sie ist so treu wie Gold."

Dann hat er mich gefragt, ob denn die Schule in der Anstalt noch nicht angefangen hat, weil ich noch da bin? Da habe ich Mut gefaßt und habe ihm alles erzählt, noch viel mehr, als ich Dir jetzt schreiben kann.

Aber ich kann Dir gar nicht sagen, wie gut und freundlich er da gewesen ist. Er hat mich nach Sachen gefragt, die ich gar nicht von selber hätte sagen können, es war, als ob er alle Gedanken im voraus gewußt hätte. Und er hat gesagt: „Du bist ganz auf dem rechten Wege, obgleich es aussieht, als ob du von deinem Weg abgekommen wärest. Denn der Weg der Pflicht ist immer der rechte, und auf dem bist du. Das andere wird sich schon finden. Es kann noch alles aus dir werden; denn du bist noch so jung, und der Krieg dauert nicht immer. Daß du jetzt eine Pause machen mußt, ist nicht so schlimm."

Aber jetzt kommt das Schönste: Er hat gefragt, ob ich vielleicht jeden Tag eine Zeit herausfinden könne, um für mich zu lernen, und ob ich jeden andern Tag zu ihm kommen könne, so wolle er mir immer eine Privatstunde geben. Er hat auch noch Spaß gemacht und gesagt, er verlerne sonst das Schulhalten ganz, es sei für ihn auch eine Wohltat. Da haben wir beide gelacht, denn er verlernt es ja nie, er ist der beste Lehrer, den es gibt.

Jetzt siehst Du, daß es ein Glück für mich ist, was für ihn ein Unglück ist. Denn die Stunden sind so schön, wie ich nie gedacht hätte, daß es Stunden geben könne. Der Doktor ist wie ein Freund mit mir, und alles, was er mir sagt, ist fast wie eine Unterhaltung; ich kann alles gut verstehen und behalten. Wenn aber etwas Schweres kommt, dann sagt er: „Heute müssen wir ein hartes Brett bohren", und dann gehen wir miteinander dahinter. Es ist prachtvoll. Ich stehe immer früh auf und lerne, weil es bei Tag nie so ruhige Zeit gibt.

Meinen kleinen Bruder habe ich aber schon ein paarmal mitnehmen müssen, weil es der Mutter schlecht gegangen ist. Da hat das Fräulein Elisabet, so heißt die Braut, ihm auf dem Balkon draußen Geschichten erzählt und Birnen gegeben; sie ist wirklich treu wie Gold, das hat der Doktor recht gesagt.

Jetzt bin ich froh, daß ich Dir das einmal alles geschrieben habe, denn ich habe oft gedacht, ich möchte gern, daß Du es wissest.

Der Doktor grüßt Euch alle.

Dich grüßt Dein Freund Eugen Banzhaf.

Gerade jetzt, solange ich schreibe, rufen die Leute auf der Straße, daß Antwerpen gefallen ist. Das ist ein großer Sieg, denn es ist eine schwere Festung gewesen; vielleicht geht der Krieg jetzt bälder aus, als man denkt.

Anneliese an Helmut.

16. Oktober 1914.

Helle, Helle, der Vater lebt! Ich kann es kaum schreiben, denn ich bin viel zu aufgeregt. Ich möchte es Dir über die Berge hinüberrufen, daß Du es jetzt gleich wüßtest. (Man kann ja nicht telephonieren, es geht über die erlaubte Grenze.) Vor einer halben Stunde kam ein Mann und wollte die Mutter sprechen; er sah so geheimnisvoll aus oder wenigstens tat er so. Ich erschrak furchtbar, denn ich dachte: jetzt kommt etwas Schreckliches. Als ich das Goldige rief, wurde es totenbleich und legte die Hand aufs Herz. Aber es kam schnell ins Wohnzimmer.

Da sagte der Mann in einer fremdländischen Mundart: „Gnädige Frau, erschrecken Sie nur nicht, denn ich habe eine Nachricht für Sie."

Aber wenn man sagt, daß man nicht erschrecken soll, dann stirbt man fast vor Schrecken. Und ich konnte mich nicht beherrschen, ich schrie ihn an: „So machen Sie doch den Mund auf und sagen Sie alles gleich heraus." Da schüttelte er ganz sanft den Kopf und sagte: „Hm, hm, das ist die rasche Jugend." Ich hätte ihn gern geschlagen, so wütend war ich.

Aber das Goldige legte ihm nur die Hand auf den Arm und sagte: „Bitte reden Sie ohne Umschweife, ich bin auf alles gefaßt." Und es sah aus, als ob es jetzt gleich sterben wollte.

Da sagte der Mensch: „Ihr gnädiger Herr Gemahl ist in russischer Gefangenschaft, oder, was sage ich, er ist interniert. Gefangen, das ist nicht das rechte Wort." Und er legte den Kopf auf die Seite und sah uns beide an, was wir nun täten. Aber das Goldige rief: „Er lebt? Sie wissen von ihm? O Gott, er lebt; dann ist alles gut!" Und auf einmal fing es an, so furchtbar zu weinen, wie ich es noch gar nie gesehen habe.

Es setzte sich an den Tisch und legte den Kopf auf die Hände und schluchzte laut.

Da ließ der Mensch auf einmal das dumme Getue sein, denn das Weinen konnte er nicht mit ansehen, und er sagte: „Viel mehr weiß ich nicht. Ihr gnädiger Herr Gemahl hat meinem Sohn in Rußland Gutes getan, schon vor dem schrecklichen Krieg. Er ist ein edler Mensch, ein großmütiger Mensch; mein Sohn schreibt es, er muß es wissen. Und mein Sohn hat ihn gesehen, wie er ist mit vielen abtransportiert worden in das Innere des großen Reiches. Da hat Ihr gnädiger Herr Gemahl meinem Sohn rasch ins Ohr gesagt, wo seine Frau und seine Kinder wohnen und hat gesagt: ‚Um Gottes willen, geben Sie ihnen Nachricht, daß ich lebe und gesund bin und daß ich sie grüßen lasse. Sobald ich eine Gelegenheit finde zum Schreiben, tue ich's.'" Als

er das erzählte, sah ihn das Goldige fest an dabei und sagte darauf: „Und das ist wahr, bei Gott?" Da rieb sich der Mensch die Hände und sagte: „Ich will nicht an den guten Ort kommen zu meinen Vätern, wenn es nicht wahr ist. Wissen Sie, gnädige Frau, wir haben Gelegenheit, wir wissen es zu machen, wir erfahren allerlei. Wir sind jüdische Leut, es kommt uns so manches durch die Hände. Man muß hören können und schweigen und reden, alles zu seiner Zeit."

Dann kam der Briefträger aufs Haus zu, und der Mann eilte auf einmal, fortzukommen; er wollte keinen Namen sagen und auch nicht seinen Wohnort, er sagte nur, er müsse schnell auf den Zug kommen, es sei höchste Zeit. Und er entwischte eilig; wir sahen ihn durch den Garten trippeln, er war schäbig angezogen und hatte krumme Füße. Aber das Goldige sagte: „Es war ein Engel für uns. Ich glaube es, was er sagte; ich spür's an meinem Herzen."

Aber Helle, obgleich ich es auch glaube, sage ich doch: es war kein Engel, sondern es ist gewiß ein Spion. Denn woher wüßte er sonst so geheimnisvolle Sachen? Er sieht auch ganz so aus. Aber mag er doch! Der Vater lebt! und einmal kommt er auch wieder. Bald mehr, das ist für heute genug.

Anneliese.

Die Mutter an Helmut.

Mein lieber Sohn! Anneliese hat Dir das Wunderbare geschrieben. Ich gehe den ganzen Tag einher wie in Träumen. Er lebt und wird uns einmal neu geschenkt sein! Ihr seid keine vaterlosen Kinder, und ich bin keine Witwe. Denn ich zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit dessen, was uns der Unbekannte erzählte; ich fühle es an meinem Herzen; es ist so.

Heute nacht will ich wieder einmal schlafen. Es ist mir, als ob ich eine schwere, schwere Last bis hierher getragen hätte und dürfte sie nun einen Augenblick abstellen, mich ausruhen, und sie dann, um einen großen Stein vermindert, neu und ermutigt aufnehmen.

Gott sei Dank! Gott sei Dank! Sonst kann ich nichts sagen.

Die Sorgen werden ja wiederkommen. Ich sehe ihn mit den vielen, die nicht nach Hause können, in langem, langem Zuge wandern, weiter hinein „in das große Reich", in die Fremde, ins Elend. Ich sehe ihn einen Augenblick aufleuchten in dem Gedanken, daß der Mann, dem er Gutes getan hat (ach, wie vielen hat er Gutes getan!) einen Weg finden wird, um uns mitzuteilen, daß er lebt, und sehe ihn dann das Haupt wieder senken und mit müden Füßen weiter wandern. Wohin? Vielleicht habe ich ein falsches Bild, aber so steht es vor mir. Und doch: er lebt!

Lieber, lieber Bub! Er lebt! Gott sei Dank! Gott sei Dank!

Deine Mutter.

Helmut an Max.

Sommerau, 18. November 1914.

Mein Lieber! Ich denke ja immer an Dich, alle Tage, und besonders bei Nacht, wenn ich im Bett liege und die Decke über den Kopf ziehe und alles still ist. Dann denke ich, daß Du auf dem harten Boden liegst ohne Kissen und Decke, und daß der Wind über Dich hingeht und über Euch alle. Dann ist es mir so schrecklich, daß ich im Bett liege wie ein Weichling. Wir halten jetzt keine Kissenschlachten und ringen auch nicht im dunklen Schlafsaal, denn es hat keinen Wert, es ist nur gespielt, und Ihr seid vielleicht im Artilleriefeuer, oder Ihr müsset einen Sturmangriff machen. Und es ist furchtbar bei Euch.



Das wollte ich Dir erzählen, daß ich gestern mit Eberhard hinausgeschlichen bin, als alles still und dunkel gewesen ist. Denn wir wollten die Nacht im Freien zubringen, weil ihr auch immer draußen seid, und auf dem Boden schlafen in einem Graben am Spielplatz. Dort haben wir nämlich Schützengräben gemacht und auch einen Unterstand gebaut, dabei haben uns die Lehrer geholfen. Als wir aber hinaus gekommen sind (denn das Haus ist noch nicht geschlossen gewesen), da ist ein furchtbarer Sturm gegangen, und er hat geheult und geschrien und die Wolken gejagt. Man hat fast keinen Schritt machen können und hat sich ganz stark stemmen müssen, daß man nicht fortgeblasen worden ist. Und wir haben gedacht, daß wir vielleicht besser in einer andern Nacht herausgehen würden, weil es auf der Treppe gekracht hat, als wir hinuntergegangen sind, und weil wir vielleicht entdeckt würden. Denn wenn man heimlich geht, ist alles viel unheimlicher. Der Wind hat die Tannen am Waldrand herumgerissen, und sie haben eine Musik gemacht wie eine riesige Orgel, und es ist auch gewesen wie ein Kriegsgeschrei. Da, wie wir an dem Grabenrand gestanden sind und haben uns besonnen, ob wir hineinliegen wollen oder nicht, ist auf einmal eine Gestalt neben uns aufgetaucht wie ein Geist. Wir sind furchtbar erschrocken, und der Eberhard hat zum erstenmal keinen Witz gemacht, sondern mich am Arm gepackt, daß ich heut noch blaue Flecken habe. Aber es ist kein Geist gewesen, sondern der Herr Steinhilber von der Unterklasse. (Da sind wir natürlich erst recht erschrocken, weil es doch niemand wissen durfte, daß wir draußen sind.) Es ist aber gut gekommen. Er hat sich gar nicht so sehr über uns gewundert, sondern hat alles ganz gut verstanden, als der Eberhard zu ihm sagte: wir wollten es so gern einmal haben wie unsere Brüder draußen, denn es ist gemein, daß wir immer im Bett liegen, und sie

haben keins. Ja, ja, hat er gesagt, unsere Brüder, unsere Brüder. Es ist schwer, nicht bei ihnen zu sein. Er hat einen Nachtspaziergang gemacht, weil er es nicht ausgehalten hat im Haus, und weil es ihm so traurig ist, daß man ihn nicht zum Militär nimmt. (Ich weiß aber nicht, warum man ihn nicht nimmt, vielleicht weißt Du es.)

Und er hat sich noch eine Weile mit uns auf den Grabenrand gesetzt und hat uns gezeigt, wie die Wolken am Himmel dahinrasen. Manchmal hat der Mond herausgesehen und manchmal ein Sternbild; da waren die Wolken beleuchtet.

Der Herr Steinhilber aber hat angefangen zu erzählen vom Wotansheer in der Luft, das dahinrast mit Pferden und der Meute und mit lautem Schlachtruf. „Hört ihr's, wie die Schwerter aneinanderstoßen (denn die Geister der Alten kämpfen jetzt mit in den Wolken), und wie die Helden einander anfeuern zum Kampf?" sagte er. Da sahen wir Gestalten aufeinander eindringen in den Wolkengebilden und übereinander hineinstürzen, und manchmal sahen wir auch eine beleuchtete Wolke ganz ruhig aus dem Getümmel entschweben. „Das sind selige, gefallene Helden", sagte Herr Steinhilber. Es war prachtvoll. Ich hätte gar nicht gedacht, daß er so sei, bei Tag ist er ganz anders, furchtbar gediegen.

Aber ich mußte immer an Dich denken und an das, was Du von Deinem Freund George und Dir geschrieben hast von der Walküre, und daß Ihr Euch umarmen wollet im Tod. Da bekam ich so große Angst um Dich. Du darfst nicht fallen, Max, Du mußt wiederkommen.

Auf einmal stand Herr Steinhilber auf und sagte: „Nun gehen wir ins Haus. Ihr macht das nicht mehr, daß ihr heimlich aus dem Haus schleichet wie Diebe. Es muß Ordnung sein. Was man tun will, muß man offen tun können." Ganz ruhig hat er das gesagt.

Da war das Prachtvolle plötzlich vergangen, und es war wieder wie bei Tag, wenn er die Aufsicht hat. Und wir haben gespürt, daß es kalt und spät ist, und sind schnell ins Bett gekrochen.

Lieber Max, mein Vater ist in Rußland gefangen, man weiß es jetzt für sicher. Aber wir sind so froh, daß er am Leben ist, denn ein jedes hat heimlich für sich gedacht: vielleicht ist er tot. Jetzt ist es wie ein Glück, daß er überhaupt noch lebt.

Ade, ich denke immer an Dich. Dein Helmut.

Max an Helmut.

Im Felde, Dezember 1914.

Lieber Helmut! Nun habe ich Dir lange nicht geschrieben; ich konnte nicht, ich hatte viel in mir durchzumachen. Heute will ich Dir alles erzählen, denn er schläft, er ist in Ruhe, und auch in mir legen sich die Wogen wieder; es gibt ja nichts, als vorwärts zu dringen und durch alles hindurch. Die den Krieg über uns verhängten, mögen sehen, wie sie den Höllenstreit in sich beschwichtigen, wenn er eines Tages aufwacht, darüber, daß sie Völker zu Todfeinden machten, die sich Freunde sein sollten, daß sie namenloses Elend — doch, ich will erzählen. Ich möchte nicht in ihrer Haut stecken.

Vor zehn Tagen kamen wir zum erstenmal mit Engländern ins Gefecht. Sie schickten Farbige voraus, wilde, aufgereizte Kerle, die man mit Drohungen und Versprechungen ins Maßlose erregt hatte. Es war toll und wüst, man kann im hohen Fieber nichts Fratzenhafteres, Unsinnigeres erdenken. Ich bin nicht der Mensch, der das schildert. Unsere Leute waren rasend, weil sie erfahren hatten, daß die Engländer (weiße oder farbige, es galt ihnen ganz gleich) junge, kräftige, unver-

wundete Gefangene aus der Nachbarkompagnie an Bäumen aufgehängt hätten. Unsere Kameraden, Helmut, unsere braven Kerle.

Sie hieben um sich, als das farbige Gesindel auf uns losbrach, sie hätten einen Schwarm losgelassener Teufel aus der Hölle nicht wildwütiger empfangen können. Es war kein Aufkommen für die Gelben; Gefangene wurden nicht gemacht. Dann, als sie uns mürb und müde glaubten, kamen die weißen Engländer selbst. Es war ein Hochländerregiment, Schotten, Helmut. Gott sei Dank, es fiel mir keinen Augenblick ein, daß ich meinen Herzensfreund erschlagen könnte, oder seinen Bruder, oder daß ich mit seinen Landsleuten kämpfte, ich war ebensosehr im Furor wie die andern, bis die Nacht herniedersank und der Höllenspuk zu Ende war. Der Angriff war abgeschlagen. Ich wunderte mich, daß ich noch lebte und atmete. Vor unseren Gräben lagen viele Leichen, aber auch so mancher brave Kamerad von deu Unsern war tot oder verwundet.

Erst in der tiefen Nacht, als die hellen Sterne vom hohen, kalten Himmel funkelten, kam mir der Gedanke an George. Ich wußte nicht, ob er schon bei den Soldaten eingetreten war, glaubte es aber, da ich sein flammendes, rasches Herz kannte, das ihn sicherlich nicht zu Hause sitzen ließ, während andere für ihn kämpften. Ein- oder zweimal war es mir, als ich todmüde und nahe am Einschlafen an der Grabenwand lehnte, als hörte ich von ferne her den Pfiff, den wir als Signal, daß einer dem andern nahe sei, vorzeiten ausgemacht und geübt hatten. Ganz deutlich schien er mir durch die Nacht herzukommen. „Mein Herz ist im Hochland", Du kennst das Lied wohl, man singt es in der Anstalt auch. Ich fuhr auf. „Wer pfeift da?" fragte ich erregt. „Du träumst ja wohl, kein Mensch denkt ans Pfeifen", sagten die Kameraden. Aber es kam noch einmal. Da fragte ich nicht mehr. Mir war schwer ums Herz.

Dann vergingen ein paar Tage „ohne besondere Ereignisse", wie es so schön im Tagesbericht zu lesen steht. Wir kamen aus der Feuerstellung nach hinten. In der Nacht gingen wir zurück; im Lauf des Vormittags sagte man mir, ich möchte doch so bald als möglich nach dem Feldlazarett in Ch... kommen, es sei schon einige Male nach mir gefragt worden. Sobald ich die Erlaubnis dazu bekam, ging ich hin; es waren wohl zwei Stunden Wegs. Das Lazarett war in einem hübschen Schlößchen eingerichtet; es lag unter großen alten Bäumen so friedlich und schmuck da, als könne es nur gute und glückliche Menschen beherbergen. Ach ja. Aus einer Tür kam ein Sanitäter in weißer Schürze und mit der Rote-Kreuz-Binde am Arm; er sah mich und kam auf mich zu. „So, bist du da? sagte er." Es war einer unsrer Lehrer vom Institut, Goller. Wir wechselten einige Worte darüber, wieso er gewußt hatte, daß ich in der Nähe sei, es war, als hätten wir uns einmal in einem früheren Leben gekannt. „Komm herein," sagte er, „es wartet einer auf dich." Er sah mir ernst ins Gesicht; da wußte ich, daß es George sei; woher ich's wußte, weiß ich nicht, es trat mir so ans Herz.

In einem lichten, heiteren Saal mit viel Weiß und Gold und Spiegelscheiben lag mit vielen andern auch er; er war es, ich hatte mich nicht getäuscht. Er lag mit geschlossenen Augen; wäre nicht ein leichtes, kurzes Atmen zwischen den halboffenen Lippen aus und ein gegangen, ich hätte ihn für tot gehalten. Er sah aus wie ein schönes Bild aus Marmor; und er war mein Herzensfreund. Ich hatte ihn durch meine einsamen Kinder- und ersten Jugendjahre hindurch am meisten geliebt von allen Menschen.

Wir hatten einst nach Weise der alten Deutschen unser Blut gemischt. Wenn ich zurückkomme, zeige ich dir den Platz, wo es war, unter der

großen Buche am Teich. Es fielen dunkle Tropfen in das Wasser und bildeten viele Ringe. Einmal war das, vor Jahren. Jetzt lag er da und starb hinweg; vielleicht hatte ihn meine Kugel getroffen. Aber er mußte mich noch einmal ansehen; mein Herz wußte ja nichts von seinem Tode, wenn ihn auch, so meinte ich jetzt, meine Hand vielleicht verschuldet hatte. Ich legte meine Hand auf die seine; sie war marmorkühl und rührte sich nicht. Da tat ich, wie ich mußte und pfiff leise unser Signal: „Mein Herz ist im Hochland." Das rief ihn zu mir her. Er hob die Lider, und seine leuchtenden blauen Augen sahen mich erkennend an; ein Lächeln kam und durchsonnte das blasse Gesicht. „Du bist es", sagte er ohne Staunen und ohne jede Erregung. „Ich wußte, daß du kommen würdest." Es war, als hätte er den Krieg vergessen. Aber das war nicht so, er war nur schon über dem Schrecklichen, seine Seele hob sich zum Auffliegen und grüßte noch einmal, was ihr lieb war und zu ihr gehörte über alle Schranken hinüber. In mir aber war ein Würgen und Schreien, daß es so ist auf der Welt; ich biß mir die Lippen blutig und ballte die Fäuste gewaltsam, damit mir nichts ausbreche von meinem hilflosen Jammer in die heilige Stille und Helle hinein, in der mein Freund und Bruder lag.

Der sagte wundersame Dinge. „Er ist nicht mehr ganz bei Sinnen", sagte Goller, der zu uns trat, leise zu mir. Ich gab ihm keine Antwort; wir mußten jetzt allein sein.

„Nun mischen wir noch einmal unser Blut", sagte er flüsternd. „Wir alle, wir Menschen alle. Blut bindet, Blut schmiedet fest zusammen." Da konnte ich das Stöhnen nicht mehr ganz verhalten; denn fließt nicht ein breiter und tiefer Strom des vergossenen Blutes trennend zwischen den Völkern?

Liebes Bimberlein, vielleicht sind Dir diese Dinge, die ich da schreibe,

zu schwer. Ich mußte sie aber doch aussprechen, denn sie lagen all diese Tage daher schwer auf mir. Schicke diesen Brief an Deine Mutter; ich möchte gern ihre lieben Augen hineinsehen lassen; es ist mir eine Wohltat, zu denken, daß es so sei. Vielleicht sieht ihr Anneliese dabei über die Schulter; sie mag es gerne tun.

Ich blieb zwei Stunden an meines Freundes Bett. Dann war mein Urlaub zu Ende. Wir hatten nicht mehr viel gesprochen; nur hier und da ein flüsterndes Wort herüber und hinüber, und nichts von der grausamen Gegenwart. Als ich ging, atmete er kaum noch merkbar; es mußte bald zu Ende sein. Ich wäre gern vollends geblieben; aber wir Kriegsleute haben keine Zeit, beieinander zu stehen, wenn der Tod seine Ernte hält.

‚Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit.'

Und er war mein Feind. Ich habe ihn geliebt und vernichtet.

Auf dem Rückweg merkte ich auf einmal, daß ich unser Signal pfiff: ‚Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier.'

Es wehte ein kühler Luftzug um mich, obgleich diese Dezembertage sonst lau waren wie im Frühling. Vielleicht streifte mich seine heimreisende Seele.

Ein andermal mehr von andern Dingen.

Du weißt, wie sehr mein Herz und Leben dem Vaterland gehört; dies war noch Privatbesitz gewesen, nun bin ich ganz frei.

Sei gegrüßt und liebe mich, ich denke gern, daß Du es tust.

Max.

Helmut an die Mutter.

Sommerau, 17. Dezember 1914.

Liebe Mutter! Ich schicke Dir den Brief von Max, weil er es haben

will; Du schickst ihn mir wieder. Es ist schrecklich, daß es so gegangen ist. Ich bin froh, daß ich keinen Freund aus den feindlichen Völkern habe (denn Hubert Francois zählt nicht mit; er ist kein Soldat und eigentlich auch nicht mein rechter Freund).

Man kann ja gar keinen echten Zorn darüber haben, daß sie sich alle gegen uns stellen und sagen, wir müssen vernichtet sein, und daß sie so furchtbar über uns lügen und sogar in den Kirchen gegen uns beten, weil wir der Antichrist seien, wenn man immer denken muß: mein bester Freund ist bei ihnen und vielleicht sind noch mehr so Gute wie er. Ich aber kann einen haben, und ich habe auch einen (einen echten Zorn nämlich), und vielleicht kann Max jetzt auch einen gewinnen, weil sein Freund nicht mehr dabei ist. Das wäre nur gut, denn wie kann er sonst Krieg führen?

Liebe Mutter, das Allerschrecklichste ist, daß sie uns aushungern wollen, das ist so furchtbar, daß man es sich gar nicht ausdenken kann.

Manche sagen: es gelingt ihnen nicht, aber im stillen denkt man doch manchmal, daß es ihnen vielleicht gelingt. Denn Hunger haben kann man doch nicht sehr lang, man hält es einfach nicht aus.

Ich möchte gern wissen, ob Du es glaubst, daß es ihnen gelingt.

Vielleicht bäckst Du schon nichts mehr auf Weihnachten, weil Du so gewissenhaft bist; aber ich hoffe doch, daß Du es tust, denn man kann dann gleich nachher anfangen zu sparen, um acht Tage wird es ja gleich sein. Wir müssen doch ein rechtes Fest feiern, wenn wir jetzt wissen, daß der Vater am Leben ist, und wir nicht mehr die große Angst haben müssen. Manchmal denke ich: vielleicht kommt auf Weihnachten ein Brief, oder er kommt auf einmal selber; denn es steht hier und da in der Zeitung, daß jemand geflohen ist.

Eberhard ist sehr nett, man kann alles mit ihm ausmachen, und oft

fallen ihm mitten in der Stunde famose Sachen ein, dann schreibt er sie auf einen Zettel und schiebt mir denselben herüber. Aber es ist kein dummes Zeug, es ist ihm viel zu ernst dazu, er hat großartige Ideen, wie man manches im Krieg machen könnte; er ist ein strategisches Genie, sagt Herr Steinhilber; er sagt es freilich im Spott, aber es ist doch etwas Wahres daran. Und er will unbedingt in den Krieg kommen, er sagt, er brenne einfach durch, wenn er nicht öffentlich dürfe. Er ist fünfzehnundeinhalb, ein Jahr älter als ich, und er ist groß und breit und stark, ich glaube schon, daß er Soldat sein könnte. Wenn ich nur auch könnte. Alle sollten zusammen helfen, dann ginge es schon voran.

Jetzt wissen wir, daß Herr Holzhauer auch mithelfen möchte, wenn er auch noch so klein und zart ist. Wir haben es erfahren, und jetzt achten wir ihn sehr. Vorher hatten wir ihn unter uns immer das kleine Holzhäuerle genannt. Es ist so zugegangen: Wir sangen in der Singstunde das Lied: ‚Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand', und weil es uns so um unser Vaterland war, so sangen wir, so laut und fest wir konnten, alle Verse durch. Aber gerade bei dem schönen Vers: ‚Laß Kraft mich erwerben in Herz und in Hand, zu leben und zu sterben für mein lieb' Vaterland', klopfte er mit dem Taktstock auf den Tisch und sagte: Mit Schreien ist nicht alles gemacht. Und er ließ es uns noch einmal singen, weil es unrein gewesen war. Da sagte Eberhard leise zu mir (denn er steht im Singen neben mir): Er kann freilich keine Kraft erwerben in Herz und in Hand, und vielleicht reut es ihn, daß wir es können. Dann sangen wir das Lied noch einmal ein wenig feiner, und es war ihm dann recht, und eigentlich ist es wahr, es war so schöner, wir hatten nur vorher aus Herzenslust geschrien mit aller Kraft, weil uns das Lied so gut gefiel. Dann hatten wir

Freistunde, und Eberhard und ich gingen nach dem Vesper miteinander in die Turnhalle, weil Eberhard am Morgen etwas dort vergessen hatte.

Da hörten wir, wie wir an der Tür waren, jemand so halblaut singen:

„Ach Gott, tu erheben mein jung Herzensblut
Zu frischem, freud'gem Leben, zu freiem, frohem Mut."

Und wir merkten, daß es das kleine Holzhäuerle war. Wir sahen durch die Glasscheibe in der Tür, daß er seinen Rock ablegte und die Hemdärmel hinaufschlug, und daneben hörten wir ihn wieder singen:

„Laß Kraft mich erwerben in Herz und in Hand,
Zu leben und zu sterben für mein lieb' Vaterland."

Liebe Mutter, da hatte ich auf einmal Angst, daß Eberhard etwas Witziges sagen könnte, denn man kann es nie wissen, und man hätte es jetzt nicht tun dürfen, denn dem Holzhauer war es ganz ernst. Aber Eberhard sagte nichts; er sah ganz still mit mir zu, wie Herr Holzhauer ein Paar Hanteln nahm und damit Übungen machte. Jetzt sang er nicht mehr, denn es waren schwere Hanteln, und es war anstrengend. Er bekam einen roten Kopf, und er mußte stark atmen, aber er fing immer wieder an; seine mageren Arme spannten sich straff an, er ließ nicht nach; er konnte es gar nicht so schlecht. Da gingen wir leise von der Tür weg, und wir haben beschlossen, daß wir ihn hochachten wollen, denn vielleicht kann er doch Kraft erwerben.

Liebe Mutter, es ist so famos von Dir, daß Du mir die Violinstunde jetzt dennoch geben lässest, wenn auch der Krieg ist. Ich habe sie bei Herrn Holzhauer, es ist jetzt sonst kein Musiklehrer da. Ich möchte gern schon weiter sein, denn es ist furchtbar, wenn man die Geige in die Hand nimmt und darauf schabt, während sie bei Herrn Holzhauer

ganz leicht und ohne Mühe klingt. Er hat gemerkt, daß es mir nicht recht ist, und hat gesagt: Aller Anfang ist schwer, du kannst es bald besser. Da habe ich gedacht: Ja ich weiß schon, du hast es mit den Hanteln ebenso.

Am nächsten Tag.

Liebe Mutter, es ist etwas Schreckliches geschehen. Als wir heute früh beim Frühstück versammelt waren, kam die Post, und es kamen einige Feldpostpäckchen zurück, die an Herrn Bohnenberger geschickt waren. Darauf stand: Gefallen. Und der Direktor bekam einen Brief, in dem stand es auch, daß Herr Bohnenberger gefallen sei.

Er las ihn, und dann stand er auf und sagte es uns, aber er konnte fast nicht reden, weil er ganz erschüttert war. Wir haben ihn alle so gern gehabt; man kann es fast nicht glauben, daß er nicht mehr leben soll. Es war alles ganz stumm und still, als der Direktor die schreckliche Nachricht ausgesprochen hatte, und jeder hätte am liebsten geweint, aber wir unterdrückten es. Nur Frau Direktor weinte, und als ich es sah, da konnte ich nichts machen, es liefen mir auch ein paar Tränen herunter, aber ich war ganz still und trocknete sie nicht ab, damit es niemand merkte.

Da hat uns der Direktor geholfen. Er hat gesagt, wir wollen in den Musiksaal gehen und ein Lied singen. Herr Bohnenberger sei als Held für das Vaterland und für uns alle gestorben, und wir wollen ihn nie vergessen, sondern daran denken, wie er gewesen sei und ihm nachstreben. Und wir wollen auch an die andern denken, die noch im Kampf und Feuer stehen für uns und Gott bitten, daß er ihnen helfe. Da haben wir gesungen: „Vater, ich rufe dich.“ Wir haben es ganz ernst und feierlich gesungen; es ist ein prachtvolles Lied, es kommt alles darin vor von der Schlacht, von dem Feuer und dem Donner

und Blitz der Geschütze und vom Tod. Zuletzt hieß es: „Wenn mich die Donner des Todes begrüßen, wenn meine Adern geöffnet fließen, dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich: Vater, ich rufe dich."

Das haben wir nur noch leise gesungen, denn es war so feierlich. Ach, liebes Mutterle, es ist doch sehr schwer, daß die andern alle für uns kämpfen, und ich bin zu jung dazu.

Manchmal habe ich so furchtbare Angst um Max, denn ich liebe ihn grandios.

Liebe Mutter, ich habe den Brief noch einmal durchgelesen; es ist mir gleich, ob Du auf Weihnachten Kuchen bäckst oder nicht; das Essen ist mir nicht so wichtig. Du mußt es selber machen, wie Du meinst, daß es recht sei. Wenn ich nur schon bei Euch wäre.

Es grüßt Euch Euer tieferschütterter

Helmut.

Anneliese an Tante Kornelie.

25. Dezember 1914.

Liebe Tante, eigentlich habe ich gar keine Zeit und auch keine rechte Ruhe, heute einen Brief zu schreiben; aber da Du Vaters einzige Schwester bist und mit uns alle Sorgen um ihn so getreulich geteilt hast, so geht es nicht an, daß Dir unser allerschönstes Weihnachtsgeschenk, sein Brief, der vorgestern ankam, vorenthalten bleibt. Lies ihn zehnmal hintereinander, daß Du ihn auswendig kannst, oder schreibe ihn ab, denn wir müssen ihn möglichst bald wieder hier haben. Die Mutter trägt ihn immer mit sich herum, und ich glaube, sie schläft nachts darauf, sie kann ihn nicht lang entbehren. Am Morgen des dreiundzwanzigsten kam ein kleines eingeschriebenes Paket aus Schweden und von einem unbekannten Absender. Es enthielt ein Stück Gesichtsseife, das ringsum eine

scharfe Schnittlinie zeigte, und es lag ein Zettelchen dabei: Vorsichtig aufschneiden. Das taten wir, und in einer Aushöhlung der Seife lag, winzig zusammengefaltet, auf dünnstem Papier geschrieben, der Brief und war unser schönstes Weihnachtsgeschenk. Ach, Tante, es war wie im Märchen vom Froschkönig, wo dem treuen Heinrich das eiserne Band vom Herzen springt, man konnte es förmlich krachen hören. Du glaubst nicht, wie unser Goldiges die Zeit daher gewesen war: so himmlisch geduldig und lieb und still, zum Heulen. Ich dachte oft, wenn es doch einmal weinen wollte oder ärgerlich sein, meinetwegen auf mich. Es war mir ganz angst, denn wenn eine Mutter so engelhaft ist, dann kommt man sich selber so schändlich vor, und man denkt, sie fliegt eines Tages davon, denn sie ist zu gut für uns. Aber das alles denke ich nun nicht mehr. Ich brauchte ums Weinen nicht zu sorgen, denn als wir den Brief verschlungen hatten, da stürzten dem Goldigen die Tränen nur so herunter, sie waren gewiß schon lang ganz oben gesessen, sie wollten gar nicht mehr aufhören, zu strömen, und ich leistete ihm als gute Tochter Gesellschaft. Denn erstens kann ich das Goldige nicht weinen sehen, und zweitens hat ja Vater so unendlich viel durchgemacht. Aber schließlich war es doch noch ein Glück für ihn, daß er krank wurde, denn das war seine Rettung, daß sie ihn für tot oder sterbend hielten, und dann hat er es ja auch jetzt recht gut, und ich bin sicher, der Freiherr verhilft ihm zur Flucht. Als mir das einfiel, trocknete ich rasch entschlossen meine Tränen ab und sah die Mutter an. Aber was sah ich da Schönes! Ihr Gesicht glänzte wie ein angezündeter Kronleuchter, an dem alles funkelt und sich alles freut. Und sie sagte: Ach, Kinder, Kinder, nun wollen wir aber Weihnachten feiern wie noch nie.

Das gefiel mir, Du kannst es Dir denken. Und ich lief sogleich hin-

aus und brüllte mit aller Kraft meiner Lungen die Kleinen zusammen und sagte es ihnen und sagte es auch Christine in der Küche. Und die Kleinen machten einen großen Lärm, weil sie merkten, daß man jetzt vergnügt sein dürfte, denn die armen Kinder hatten es auch gespürt, daß ein grauer Steinblock auf uns allen lag. Da ging ich hin und holte einen ganzen Teller voll Lebkuchen aus der heiligen Schublade, an die eigentlich keins von uns gehen darf, und teilte die Lebkuchen unter uns aus. Denn ich mußte etwas Ungezogenes tun, ich war schon die ganze Zeit so unheimlich brav gewesen.

Aber als wir mitten im Essen und in der Freude waren, kam Herr Behringer, der Fabrikherr, ins Haus herein, denn er wollte etwas mit Mutter besprechen wegen der Bescherung für die Frauen und Kinder der ausmarschierten Arbeiter. (Diese hatte nämlich das Goldige mit allem Kummer auf dem Herzen ganz allein vorbereitet, denn Frau Behringer ist immer krank.) Als wir es ihm aber sagten, was uns so freudig stimme, da wurde er ganz blaß und setzte sich, und nach einer Weile sagte er, daß er schon vor einiger Zeit auf seine Nachforschungen hin vom amerikanischen Konsul die Nachricht erhalten habe, unser Vater sei auf rätselhafte Weise verschwunden, und man müsse befürchten, daß er umgekommen sei. Er hatte es uns aber verschwiegen, denn er hatte immer noch gehofft, daß sich eine Spur fände.

Aber, liebe Tante, nun zeigte es sich, wie freundschaftlich Herr Behringer unserm Vater gesinnt ist, denn an seiner Freude merkte man erst, welch großen Kummer er um ihn gehabt hatte. Eigentlich müßte man ihn ja immer noch haben, denn Vater ist noch nicht frei. Aber nun wollen wir einmal zuerst Weihnachten feiern und von Herzen froh sein. Helle ist auch so froh; er kam etwas gedrückt an, weil er fürchtete, wir würden stumm und traurig beisammensitzen, und auch

weil sein Lieblingslehrer Bohnenberger gefallen ist. Und er mag so gern vergnügt sein wie ich auch. Das Goldige macht es uns leicht; der Kronleuchter strahlt immer noch und strahlte gestern abend unter dem Christbaum heller als alles, obgleich hier und da plötzlich ein paar Tränen herunterlaufen, weil Vater allein und ein gefangener Mann ist.

Ach, Tante, ich sitze hier und schreibe, und Du hast gewiß gar keine Zeit, das Geschwätz zu lesen und nimmst zuerst Vaters Brief; da hast Du auch ganz recht. Und ich sollte schon lang drüben sein im Fabriksaal und dem Goldigen helfen, das sich mit Helles Hilfe begnügen muß. In zwei Stunden kommen die Frauen mit ihren Kindern, und es ist noch viel zu tun. Es soll schön werden; das Goldige sagt, es sei die Hauptsache, daß alle für eine Weile aufatmen und froh sein können, denn das gehöre sich an Weihnachten. Du kennst es ja; es wird schon dafür sorgen. Die Geschwister Brandt haben auch ein Musikprogramm: Geige, Klavier, Gesang. Kurz, Tante, Du solltest da sein, was hilft das Schreiben? Höre, schicke doch ja den Brief gleich wieder, das Goldige friert sonst an der Stelle, wo es ihn gewöhnlich liegen hat.

Herzlich Deine Anneliese.

Der Vater an die Seinen.

Dorpat, 28. November 1914.

Ihr Lieben, die ich alle Tage und Nächte mit Liebe und Sehnsucht umfasse, wie möget Ihr leben, und wie an mich denken?

Wisset Ihr, daß ich lebe, oder habt Ihr schon einen Toten betrauert? Mich hat seit dem Ausbruch des schrecklichen Krieges kein Ton von Euch erreicht, und erst vor kurzem habe ich erfahren, daß die Firma Nachforschungen nach mir angestellt hat und vergeblich. Was für Ängste möget Ihr erlitten haben!

Einmal, noch im August, versprach mir ein Mann, dem ich zufällig einige Gefälligkeiten erwiesen hatte, Euch Nachricht zu geben, daß ich lebe. Mehr und Besseres war damals nicht zu sagen. Ob er es getan hat?

Zweimal schrieb ich Postkarten (mehr war nicht erlaubt). Vielleicht haben auch diese Euch nicht erreicht; es scheint fast so.

Ich war lange Zeit tatsächlich „den Toten gleich"; nun aber lebe ich wieder, und in meiner Brust läßt sich die Hoffnung nicht geschweigen, die mir ein Wiedersehen mit Euch verspricht. Laßt mich von den Leiden der ersten Kriegswochen schweigen, von den furchtbaren Sammelgefängnissen, dem Schmutz und Ungeziefer, in dem ich mit so vielen deutschen Brüdern fast versank, den Mißhandlungen durch unsre Wächter, die russischen Polizisten. Vielleicht, wenn ich bei Euch bin, und eine Zeit darüber hingegangen ist, werde ich innere Ruhe und Kraft finden, Euch davon zu erzählen. Es liegt mir jetzt noch etwas wie ein leichter Schleier über dem Schrecklichsten, denn ich war lange krank, da war mir alles verhüllt. Ich war im Gefängnis, in das man mich von der Arbeit weggeholt hatte, krank geworden; es war ein schleichendes Fieber, das heimlich meine Kräfte aufzehrte. Ich biß aber die Zähne übereinander, denn ich wollte nicht in dieser Hölle zurückbleiben, wenn die, mit denen ich im Elend gute Bekanntschaft, ja Freundschaft geschlossen hatte, weitergeführt wurden. Und ich marschierte, schon halb in Fieberträumen, mit etwa sechshundert Deutschen einen Tag lang auf einer schlechten Landstraße vorwärts bis an die kleine Eisenbahnstation, an der wir in Viehwagen verladen und nach dem Norden hin versandt wurden. Von dieser Fahrt weiß ich nicht viel. Ich fiel aus einem Traum in den andern, ich glaube, ich war meistens daheim bei Euch, doch weiß ich nichts Genaues mehr

davon. Dann wurde einmal alles kalt und dunkel; ich wußte nichts mehr von der Welt und mir. Das erste, was ich wieder fühlte, war etwas Weiches, Warmes, das sich zärtlich schnuppernd an mich drängte. Es war mir einen Augenblick, als ob es mein kleines Marlenchen sei, das zu mir ins Bett gekrochen wäre; aber ich konnte nicht die Hand heben, es zu streicheln. Als ich die Augen aufhob, sah ich, daß ich in einem Schafstall lag, und daß die Herde sich neugierig um mich drängte. Ich konnte mich nicht rühren und glaubte auch, mich in einem Traum zu befinden; ich fühlte eine tiefe, aber nicht unangenehme Mattigkeit und schlief wieder ein.

Wieviel später es war, weiß ich nicht; aber eines Tages sah ich ein altes russisches Mütterchen sich über mich beugen, das, als es mich wach sah, forthumpelte und seinen Mann, der ein Schäfer war, herbeiholte. Nach und nach erfuhr ich von den beiden, daß der Mann mich eines Tags unweit der elenden Bretterhütte, die einen Bahnhof vorstellt, im freien Feld gefunden hatte, ungefähr drei Stunden von seinem Dorf entfernt. Man hatte mich für tot oder doch für sterbend gehalten und einfach hinausgeworfen. Er sah, daß noch Leben in mir war, und legte mich in seinen Karren. „Gott und der heilige Nikolaus wollen, daß man sich der Elenden annimmt“, sagte er, als er mir erzählte, wie er mich in sein Haus geschafft habe, oder vielmehr in den Schafstall, und mich bis über die Brust in den warmen Schafmist eingegraben hatte. Die alten Leute hatten eine Reihe von Enkeln im Kriege; aber sie waren zu gutmütig und auch zu unwissend, um es mich entgelten zu lassen, daß ich dem Volk des Feindes angehörte. Sie waren von dem Verkehr mit ihren Schafen her gewöhnt, sich des Schwachen, Pflegebedürftigen anzunehmen, und sie taten mir Gutes, soviel sie konnten. Meine notdürftige Kenntnis der russischen Sprache kam mir sehr zu-

statten, und wir wurden gute Freunde. Ich bekam Tee und Schafmilch zu trinken und in Asche gebackene Brotfladen zu essen, und nach und nach kam es so weit, daß ich mich von meinem duftenden Lager wieder erheben konnte. Je mehr aber mein Bewußtsein zurückkehrte, desto schreckhafter kam es mir in den Sinn, daß ihr nichts von mir wisset und ich nichts von euch. Meine Pfleger wußten nichts vom Verlauf des Krieges. Herr Gott, es packte mich ein wilder Schrecken. Wie mochte es in Deutschland aussehen? Was war geschehen? Ich wollte Hoffnung und Vertrauen fassen, aber die Schreckgespenster kamen immer wieder. Nein, lange konnte ich nicht mehr in dieser Abgeschiedenheit bleiben, selbst um den Preis meiner verhältnismäßigen Sicherheit in dem abgeschiedenen Dörfchen nicht. Aber ich war noch zu schwach, um etwas zu unternehmen, und mein stürmischer Herzschlag, wenn mir euer Leben und das der ganzen Heimat einfiel, wich immer wieder bald einer großen Mattigkeit. Wassili, der Hirt, der um seiner Sympathiemittel gegen Krankheiten bei Menschen und Vieh willen eine gewisse nicht unfreundliche Macht bei den Dorfgenossen hatte, brauchte mich nicht vor ihnen zu verstecken. Es verriet mich niemand, wenn ich nicht selbst es tat. Der Winter kam heran, es wurde eisig kalt. Wassili riet mir, über den Winter hierzubleiben, er und sein Weib Anna Katrina hatten mich liebgewonnen. Er erzählte mir, daß ein Wandersmann, der von Norden herkam, erzählt habe, es seien unzählige Deutsche, die in den Sümpfen arbeiteten, an Hunger, Kälte und Krankheit gestorben. „Die Heiligen haben Dich hierhergeführt, bleib' bei uns, Du giltst für tot", sagte er. Ich wußte nicht aus noch ein. Eines Tages betrat ich die Dorfkirche, die mit vielen Heiligenbildern in grellen Farben ausgeputzt war. Ich setzte mich, da ich nach Musik verschmachtete, an die Orgel. Sie war verstimmt, und ich fing, da sich das Handwerk

in mir regte, an, sie in Ordnung zu bringen. Dann, als sie wieder rein klang, spielte ich einen Choral. Es war der Bachsche: „Wenn wir in höchsten Nöten sein." Ich überhörte das Rollen eines Wagens, der vor dem Kirchlein anhielt. Plötzlich stand ein Mann vor mir. Es war der Freiherr von Bienemann, der ein Gut in der Nähe der kleinen Stadt besitzt, in der ich die Orgel bauen sollte, und mit dem ich einen Teil der diesbezüglichen Verhandlungen geführt hatte. Ich hatte ihm auch auf dem vorzüglichen Flügel, den er in seinem Hause stehen hatte, einen Abend lang Bach und Beethoven vorgespielt, und wir hatten uns wie Freunde verabschiedet. Er hatte zuerst gehofft, ich sei entkommen, später aber erfahren, es sei nicht so, und, als vergebliche Nachforschungen nach mir angestellt wurden, angenommen, ich sei auf irgendeine schreckliche Weise umgekommen. Nun sah er mich leibhaftig und in voller Arbeit wie im tiefsten Frieden hier an der kleinen Orgel des entlegenen Dörfchens sitzen und lachte: So etwas kann doch auch nur einem Deutschen vorkommen. Aber als ich ihm mein Schicksal erzählte, wurde er ernst. „Hier können Sie nicht bleiben", sagte er. „Früher oder später würden Sie doch verraten, und dann weiß niemand, was mit Ihnen geschieht. Kommen Sie mit mir. Ich habe einen Freund in der Nähe besucht und reise jetzt nach Dorpat, wo ich mit meiner Familie im Winter lebe. Der Wagen meines Freundes bringt uns an die Station. Unterwegs überlegen wir, wie wir Sie in Dorpat vorstellen, es wird sich schon ein Ausweg finden. Es ist gut, daß Sie für tot gelten, so werden Sie nicht gesucht. Ihrer Familie geben wir auf Umwegen Nachricht, und mit der Zeit suchen wir Sie über Reval mit einem falschen Paß über die Grenze nach Schweden zu bringen. Von dort aus kommen Sie sicher heim."

Mir kam der Freiherr wie ein Engel Gottes. Ich nahm Abschied

von Wassili und seinem Weib und fuhr mit dem Freiherrn hierher. Er gab unterwegs inhaltreiche Händedrücke an die Bahnbeamten, es behelligte uns niemand. Hier nun werde ich gepflegt und gehätschelt; die Freifrau ist eine halbdeutsche Südrussin. Sie liebt die Deutschen nicht besonders, liebt aber die Musik, und ich erkaufe mir ihre Sympathien mit viel Haydn und Mozart, die sie vor allem liebt. Ich gelte für einen Verwandten des Hauses und für krank. Doch spähe ich von Herzen nach einer Gelegenheit zur Heimreise aus; mir brennt der Boden unter den Füßen. Der Freiherr, obgleich russischer Untertan, hat aufrichtige deutsche Neigungen; er hat viele Verwandte in Deutschland, und er tut für mich, was er kann. Diesen Brief nimmt ein finnischer vertrauter Diener des Freiherrn, der nach Schweden reist, in seiner Verhüllung mit über die Grenze. Gott lasse ihn in Eure Hände gelangen. Hoffet und vertrauet. Ein starkes Hoffen sagt mir, daß ich Euch wieder sehe. Gott sei Dank, daß ich Euch geborgen weiß, und tausendmal Dank, daß die Mauern unsrer Heere stehen wie Eisen gegen den Feind. Ich grüße Euch vieltausendmal, mein Weib und meine Kinder. Wartet nun nicht auf neue Briefe, da ich im Verborgenen sein muß.

Euer Vater.

Die Mutter an Max.

Silvester 1914.

Lieber Sohn! Du läßt mich so sagen, denn mein Herz sagt Sohn zu Dir. Ich habe mit Dir das Schreckliche erlebt und hätte gern gehabt, daß Du spürest, wie nahe ich Dir sei. Es ist vieles in mir, was ich Dir gern sagen möchte, nun Du aufgestört und tief verwundet bist.

Vielleicht hat Dein sterbender Freund in eine Ferne geschaut, in der sich die jetzt in Haß erzitternden Völker wieder die Hand reichen;

vielleicht ist es wahr, daß das viele vergossene Blut einst einen Kitt bilden wird zwischen denen, die den tiefen Jammer des Krieges miterlebt haben und die sich nun schaudernd davon abwenden, daß es noch einmal so kommen könnte auf Erden. Wer weiß es?

Das ist das Deutscheste vom Deutschen, lieber Max, daß wir uns nicht eng und nicht blind machen lassen gegen die Menschheit. Ihr Haß muß einmal vertoben, ihre Lüge muß einmal zerstieben, dann wird sie uns wieder sehen, wie wir sind. Sorgen wir, daß sie dann vom Freiesten, Treuesten, Tapfersten, Wahrsten, von dem, was am tiefsten lieben und verstehen kann, sagen muß: Das ist deutsch.

Ach, es ist wohl noch lange dahin. Aber wir wollen hoffen und vertrauen und daran bauen.

Wir sitzen beide, an Dich schreibend, in unsrer traulichen Weihnachtsstube, Helmut und ich. Ich muß es Dir einmal sagen, lieber Max, wie sehr ich mich freue, daß Du meinem Großen ein Freund sein willst. Es ist so gut für ihn, daß er an Dir Eigenschaften sieht, denen er bewundernd nachstrebt. Er ist leicht hingerissen und entflammt, aber er hat noch keine starken Richtlinien in sich selbst; da er Dich aber von Herzen liebt, so wird ihm vieles zuerst darum gut erscheinen, weil Du es an Dir hast, und nach und nach wird er es sich auch verstehend zu eigen machen. Mögest Du nur behütet bleiben in den vielen Gefahren, zwischen denen Du jetzt lebst, und einst zu uns zurückkehren. Wir denken hier alle liebend an Dich und reden viel von Dir. Die Kinder sind stolz, Dir aus ihren kleinen Ersparnissen einige bescheidene Weihnachtsgeschenke gekauft zu haben; Anneliese hat das Bildchen von unserm Haus gezeichnet und fleißig beim Backen der Lebkuchen geholfen. Sie hat bitterlich geweint, als wir gemeinsam Deinen Brief an Helmut lasen. Manchmal denke ich, sie werde über ihre Jahre ernsthaft,

weil sie soviel mit mir lebt und Sorgen und Ernst der Zeit mit mir teilt, fast wie eine jüngere Schwester. Aber dann fliegt sie doch beim kleinsten Anlaß zur Fröhlichkeit wieder empor wie ein kräftig geschleuderter Gummiball, und der aufgespeicherte Vorrat an Frohsinn und Kindlichkeit kommt unaufhaltsam zum Vorschein. Jetzt sind wir so froh, Nachricht von meinem Mann zu haben und sogar auf sein Heimkommen in absehbarer Zeit hoffen zu dürfen. Das hat es uns erleichtert, Weihnachten zu feiern und auch andern ein bißchen Freude zu bereiten, wenn auch die Sorgenschatten und das Leid um das, was er gelitten hat, dennoch mit uns gehen.

Wie unendlich dankbar können wir aber auch sein, daß ihr Tapfern draußen uns die Heimat behütet. Wie dürfen wir geborgen leben mitten im Krieg. Es ist nicht auszusagen, wieviel wir Euch schulden. Habt Dank, habt Dank.

Es gibt ja keinen Verlust, der dem der Heimat gleichkäme.

Denke daran, lieber Sohn, daß die Deinige stets bei uns ist, und sei mütterlich gegrüßt von Helmuts Mutter.

Helmut an Max.

Silvester 1914.

Lieber Freund! Eigentlich wollte ich Dir noch vom Institut aus schreiben, aber es geschah noch so vieles gerade in den letzten Tagen, daß ich es dann doch nicht mehr tat. Es war Schönes dabei und auch Schreckliches, und ich wußte gar nicht, wo ich anfangen sollte. Manchmal denke ich, vielleicht könne ich jetzt Dein nächster und bester Freund sein, wenn Du doch Deinen George nicht mehr hast; aber das wird wohl nicht gehen, weil ich noch zu jung bin? Du könntest es vielleicht probieren, denn ich werde ja auch nach und nach älter, und ich will mir

alle Mühe geben, daß ich ein rechter Freund sein kann. Und wenn ich auch sonst nicht soviel für Dich sein kann, so kann ich doch jedenfalls treu sein; das kann ich gut, ich weiß es ganz gewiß.

Daß Herr Bohnenberger gefallen ist, habe ich Dir schon auf einer Karte geschrieben, da war ich ganz aufgeregt. Jetzt bin ich ruhiger, denn er ist als ein Held gefallen, und das ist doch ein prachtvoller Tod. Ich muß jetzt immer an ihn denken, wenn in Liedern und Gedichten etwas von Helden steht, die sich für das Vaterland geopfert haben und deren Blut geflossen ist. Aber wenn etwas von solchen kommt, die „einst am großen Einzugstage heimwärtskehren von der Schlacht", dann denke ich an Dich, Max. Da wollen wir uns freuen, und ich freue mich auch jetzt schon.

Es ist dieses Jahr anders gewesen als sonst an Weihnachten im Institut. Du hast mir einmal erzählt, wie schön es gewesen sei, wenn am Tag vor der Abreise in die Ferien eine Festfeier gewesen sei, und alle Knaben einander beschenkt hätten, und daß ihr da Verse und Wunderpakete und vielen Spaß gemacht habt. Aber dieses Jahr haben wir vierzig Verwundete aus dem Lazarett im Städtchen eingeladen und unser Taschengeld zusammengelegt, um Geschenke für sie zu kaufen. Denn sie sind es wert, daß wir nichts für uns wollten und ihnen dankbar sind, weil sie den Feind geschlagen haben. Sie wurden auf zwei Leiterwagen abgeholt und bekamen zuerst ein famoses Abendessen: Sauerkraut mit Schinken und Kartoffelknödeln. Die Köchin kam noch extra in den Saal, um zu sehen, ob es ihnen schmeckte. Aber sie konnte ruhig sein, denn es schmeckte ihnen ausgezeichnet. Herr Steinhilber sagte leise zu mir: „Wenn sie in der Schlacht so eingehauen haben, dann kann man sich schon denken, wie es zugegangen ist." Aber ein Pfälzer muß es gehört haben, als er gerade vorbeiging. Er kehrte

sich noch einmal um und sagte: „Wir haben schon eingehauen, da können Sie ruhig sein", und lachte ein bißchen. Man glaubt es ihm gern, denn er hat nur noch einen Arm, und zwar den linken.

Lieber Max, wir waren ganz begeistert, daß wir soviel Soldaten beisammen hatten als unsre Gäste; Du kannst es Dir vielleicht nicht so denken, weil Du immerfort unter lauter Soldaten bist. Als sie gegessen hatten, haben wir sie mit Musik abgeholt und in den großen Saal geführt. Da standen zwei Christbäume, die hatten wir schön geschmückt, und es hing furchtbar viel zu essen und zu rauchen dran, aber alles glitzerte schön, denn es war silbern oder golden eingewickelt. Das hatten wir uns alles so ausgedacht, und es hat uns niemand geholfen. Nur vielen von uns hatten ihre Mütter Pakete mit guten Sachen geschickt, die kamen uns sehr zustatten, denn die Bäume waren groß, es hatte eine Masse Zeug Platz daran. Unten aber lagen noch Geschenke, mit farbigen Bändern und Tannenzweigen eingepackt, da durfte sich jeder zwei nehmen. Und es gab viel Spaß dabei, denn man wußte nicht, was darin war, und mancher bekam zwei Tabakspfeifen oder zwei Mundharmonikas, und dann tauschte er mit einem andern, der hatte vielleicht zwei Taschenlampen. Die Soldaten waren so vergnügt, und wir auch. Es ist doch etwas Prachtvolles, ein Vaterlandsverteidiger zu sein.

Der Herr Direktor hielt eine feine Rede; da sagte er, daß jetzt leider kein Friede auf Erden sei, und daß die Heere ihn erkämpfen müssen; es gehe ein großer Riß durch die Menschenvölker hindurch. Aber einmal sei er wieder da, und dann müsse er nicht nur auf dem Papier sein, sondern in allen Herzen, und man müsse einander die Hand geben. Und er sagte auch, er wisse, daß es die Deutschen tun, denn sie wollen kein Volk auf der Erde vernichten und wollen gern im Frieden leben.

Da wischten sich die Soldaten, die schon älter waren und Frauen und Kinder daheim hatten, mit dem Ärmel über das Gesicht, denn sie wollten auch nichts lieber als im Frieden leben. Und ich wußte, daß der Direktor an alle seine ausländischen Knaben dachte, mit denen er nicht gern Feind sein will, und ich dachte an Dich und an Deinen Freund. Aber als die Rede aus war, und wir noch Weihnachtslieder gesungen hatten, da ging es daran, die Bäume zu plündern, denn alles, was daran hing, gehörte unsern Gästen, den Soldaten. Wir stiegen auf Tische und Stühle und wurden so vergnügt dabei, wie ich gar nicht gedacht hatte, daß ich mit dem Kummer um Herrn Bohnenberger hätte werden können. Und die Verwundeten nahmen große Pakete mit sich ins Lazarett, die meisten aber sagten, daß sie alles Süße und Glänzende an ihre Frauen und Kinder schicken wollten, und die, die keine Familie hatten, brachten ihren Teil den Schwerverwundeten im Lazarett; es war eine schöne, freudige Christfeier. Aber daheim war es noch schöner, und gerade darauf hatte ich Angst gehabt, denn ich dachte, es würde alles still und traurig sein wegen des Vaters. Da war gerade, ehe ich ankam, ein Brief von ihm gekommen, der geheimnisvoll über die Grenze geschmuggelt worden war, und der wunderbare Schicksale von ihm erzählt. Er hat viel erlitten und ist in großen Gefahren und auch lange krank gewesen; es graust einem ganz, wenn man daran denkt. Aber nun geht es ihm gut und die Hauptsache: Er hofft bald heimzukommen. Nun kannst Du Dir denken, daß wir alle froh sind, und meine Mutter am meisten.

Jetzt muß ich Dir noch sagen, daß mir Arnold Bünzli einen Brief geschrieben hat. Er hat lang gebraucht, bis er es getan hat, und ich weiß schon, warum. Es ist, weil er ein Neutraler ist und nicht recht weiß, zu wem er halten muß, zu uns oder zu unsern Feinden; (er muß

wie ein Wagscheit mitten drin stehen und aufpassen, daß er auf keine Seite rutscht, hat Eberhard gesagt. Aber ich glaube, im geheimen hält er doch zu uns). Am Abend hatte ich noch einen Zorn auf ihn, weil er es nicht deutlich sagt, aber als ich im Bett lag, fiel es mir ein, daß er ja nichts dafür könne, daß er neutral sein muß. Niemand greift sein Heimatland an, und er hat keinen Freund und Bruder im Feld, um den er Angst haben muß, und er kann keine Begeisterung haben, wenn ein Sieg gelingt. Da habe ich beschlossen, daß ich ihm verzeihen will, und ich habe es auch getan, wenigstens beinahe.

Nun grüße ich Dich von Herzen, und vielleicht gibst Du mir einmal Antwort auf das, was ich Dich am Anfang gefragt habe.

Dein treuer Freund Helmut.

Helmut an Anneliese.

20. Januar 1915.

Liebe Schwester! Ich schreibe Dir schnell, ehe die Stunde anfängt, auf ein ausgerissenes Blatt von meinem Aufsatzheft, Du wirst es entschuldigen, denn es eilt sehr. Ich habe meine Schlittschuhe einzupacken vergessen und meine blaue Krawatte, und beides brauche ich nötig. Zuerst wollte ich nur eine Postkarte schreiben, aber ich muß Dir noch ein paar Sachen erzählen, die ich nicht gut öffentlich schreiben kann.

Zuerst das eine, daß Doktor Halm wieder da ist. Er hat einen künstlichen Fuß, mit dem er sehr gut gehen kann; er ist ein Held, und wir sind ganz begeistert für ihn. Er gibt noch viel feinere Stunden als früher, wir freuen uns immer auf sie; es ist eben doch eine andre Sache, wenn man selber im Krieg gewesen ist, als wenn man alles bloß aus Büchern liest.

Und dann will ich Dir noch sagen, daß Eugen Banzhaf auch wieder

da ist. Aber es ist nichts Freudiges, warum er gekommen ist, sondern es ist schrecklich. (Gerade das habe ich nicht auf die Postkarte schreiben können.) Sein Vater ist gefallen, und weil seine Mutter schon vorher schwermütig gewesen ist, so hat sie auf einmal nicht mehr gewußt, wie sie weiterleben soll und ist in die Nacht hinausgelaufen in ihrem Jammer. Da ist sie verunglückt. Es ist vielleicht noch ein Geheimnis dabei. Sie ist nicht heimgekommen in der Nacht, und am Morgen hat man die Kinder geholt, denn sie ist im Spital gelegen und da gestorben. Jetzt macht sich der Banzhaf Vorwürfe, daß er sie nicht behütet hat, und er kann doch nichts dafür. Doktor Halm ist so gut mit ihm wie ein Freund. Ich könnte ihn beneiden, wenn er nicht so arm wäre, und wenn ich nicht den herrlichen Freund Max hätte. Das Fräulein Elisabet (die Braut von Doktor Halm) hat den kleinen Bruder von Eugen mit sich zu ihren Eltern genommen, und sie wollen ihn ganz aufziehen. Und die Tante hat die beiden Schwestern genommen und den Eugen wieder ins Institut geschickt; sie ist sehr gut, aber es hilft doch alles nichts, denn sie haben keine rechte Heimat mehr. Aber Eugen weiß gewiß, daß sie wieder eine bekommen, denn er lernt furchtbar drauf los, um bald Lehrer zu werden. Dann, wenn er ein Schulhaus auf dem Lande hat, nimmt er alle wieder zu sich. Ich glaube, er tut es, denn er ist zuverlässig. Ich habe noch einmal ein Blatt herausgerissen und schreibe in der Freistunde vollends fertig; es ist mir noch etwas Wichtiges eingefallen, und der Brief eilt wegen der Schlittschuhe. Denn der See ist beinah festgefroren, so können sie gerade ankommen, bis man aufs Eis kann. Schicke sie gleich ab.

Das Wichtige betrifft den Lehrer, den wir seither Datterich genannt haben. Das ist nun aus, wir haben es uns gelobt, und wir halten es auch. Vorgestern gingen wir in die Stunde zu ihm, und Eberhard

sagte, als wir hinübergingen: „Wenn es nur schon vorbei wäre." Und er wollte sich schon etwas ausdenken, damit wenigstens ein Spaß sei, denn er hält es ohnehin fast nicht mehr aus in der Schule, und er sagt jeden Tag, daß er durchgehen werde.

Aber es wurde kein Spaß gemacht. Denn als wir dasaßen und warteten, daß der Datterich anfangen solle, eine Aufgabe zu geben, da räusperte er sich immer wieder, wie wenn er etwas sagen wollte, und er brächte es nicht heraus. Dann kehrte er sich um und sah zum Fenster hinaus und wischte immer wieder über die Scheiben, wie wenn er draußen etwas Besonderes sähe. Und Eberhard sagte leise zu mir: „Wenn er jetzt nicht anfängt, so mache ich einen kolossalen Ulk, ich habe mir etwas ausgedacht." Aber auf einmal sah der Lehrer vom Fenster weg und zu uns her und sagte ganz laut und deutlich: „Ich habe der Klasse mitzuteilen, daß" — da räusperte er sich wieder und wartete einen Augenblick, bis er wieder sprechen konnte, dann fuhr er fort: „daß mein einziger Sohn für das Vaterland gestorben ist."

Da waren wir alle ganz still, denn auf einmal war der Datterich nicht mehr komisch und langweilig, sondern er hatte alles hergegeben, was er hatte, und er erlitt große Schmerzen, aber er verhielt sie in seinem Innern. Und es war alles für das Vaterland. Es war uns ganz übel zumute, denn er tat uns furchtbar leid, und wir mußten ihn auch respektieren. Aber wir wußten nichts zu sagen. Da fing er die Stunde an, und wir schafften eifrig und haben alles schnell ausgerechnet, was er aufgab, und keiner machte einen Mucks. Aber als wir hinausgingen, gab ihm Eberhard die Hand und sagte: „Es tut uns furchtbar leid, daß Ihr Sohn gefallen ist." Ich hätte sie ihm auch gern gegeben, aber ich wollte nicht, daß der Eberhard denken solle, ich hätte es ihm nachgemacht. Da habe ich es gelassen. Aber draußen sagte Eberhard

zu uns allen: „Die Klasse gibt sich das Ehrenwort, daß es keinen Datterich mehr gibt, und daß bei Herrn Hartenstein geschafft wird. „Da murmelten alle: Ehrenwort, aber freilich sagten auch zwei oder drei, der Eberhard könne es sich selber geben. Da sah er sie zornig an und sagte: „Was ich mir gebe, geht keinen etwas an."

Und er ist jetzt am eifrigsten von allen und macht auch keine Witze mehr in Herrn Hartensteins Stunde. Aber freilich sagte er zu mir: „Ich bin nicht mehr lang dabei, ich passe nicht mehr auf die Schulbank." Doch, das hat er schon oft gesagt. Es läutet, ich muß schnell aufhören. Schicke mir die Schlittschuhe schnellstens. Gruß an alle.

Helmut.

Eberhard an Helmut.

Im Kriegslazarett S..., 15. Februar 1915.

Lieber Freund!

Ich habe es nicht mehr ausgehalten, und nun bin ich draußen. Schüttle nicht den Kopf über mich, ich bin anders als Du. Du bist ein guter Kerl, und ich habe Dich gern, aber Du bist zahmer als ich. Da kann man nichts machen. Übrigens habe ich die elterliche Erlaubnis nachträglich bekommen. Es ging so zu: Ich hatte aus einem Brief erfahren, daß Doktor Hoppe, dessen Ordonnanz ich in den großen Ferien gewesen war, hierher an ein Lazarett gekommen sei. Da wußte ich auf einmal, daß ich zu ihm gehen wollte, bis ich vollends so weit bin, daß man mich zu den Soldaten nimmt. Und ich bin abgefahren, ohne zu einem Menschen ein Wort zu sagen, denn sonst hätte man mich ja doch nicht gelassen, und habe mich durchgeschlängelt, wie der Aal in dem Märchen, bis ich hier war.

Doktor Hoppe hat große Augen gemacht, als ich auf einmal vor ihm

stand, und er hat mich fürchterlich angedonnert, als er gehört hat, daß ich mit wildem Urlaub hier bin. Ich solle sofort wieder heimfahren, mit dem nächsten Zug, es sei keine Zeit zu dummen Streichen und Abenteuern. Aber ich habe ihn austoben lassen und dann gesagt, daß ich nicht heimfahre, auf keinen Fall, und daß ich keine Abenteuer suchen will, sondern nur etwas Rechtes arbeiten will und keine Bücher mehr sehen kann. Da hat er gesehen, daß es mir ernst ist, aber er ist immer noch streng geblieben und hat gesagt, ohne elterliche Erlaubnis könne er mich nicht behalten, ich solle sofort heimtelegraphieren und dann noch schreiben. Und inzwischen, bis Antwort kommt, könne ich in der Küche helfen, Kohlen herbeitragen und Feuer schüren und die Esseneimer auf die Stockwerke schleppen, denn es fehle dort an Mannschaften. Da bin ich stramm gestanden und habe gesagt: „Befehl, Herr Oberarzt", und habe kehrt marsch gemacht. Ich sage Dir, Brandt, seither habe ich gearbeitet wie ein Gaul und bin schwarz geworden von Kohlenstaub und Schweiß, und am Abend totmüd umgefallen, aber fein ist es doch. Der Küchenunteroffizier hat mich gern und läßt mich auch andre Sachen tun, als der Doktor gesagt hat, und es ist mir alles recht, ich sage zu allem: „Befehl, Herr Unteroffizier", und dann lacht er bloß.

Aber gestern bin ich auf dem Hof dem Doktor Hoppe begegnet, da habe ich gerade einen Schubkarren mit zwei frischgeschlachteten Schweinen vor mir hergeschoben, und er hat gesagt: „Du kannst dich heute nachmittag um drei Uhr bei mir melden", ganz freundlich hat er es gesagt, und ich habe gemerkt, daß er wieder gut mit mir ist. Und als ich mich gemeldet habe, da hat er gesagt, daß mein Vater die Erlaubnis gegeben hat, daß ich hierbleiben darf, denn es sei jetzt doch nichts andres mit mir anzufangen, und er sehe schon, daß ich bald zu den Soldaten gehen müsse, ich sei ein Wildling.

Ist jetzt mein Vater nicht ein prachtvoller alter Herr?

Und der Doktor hat mich aber auch gern, er hat gesagt: „Du bist ein ausbündiger Strick", und hat gelacht. Und er hat mich jetzt wieder zu seiner Ordonnanz gemacht, das habe ich gewollt, und jetzt habe ich es. Lebe wohl und grüße alle Leute im Institut. Wenn sie mir nicht bös sind, ist mir's recht, aber ich kann nichts machen, ich muß es nehmen, wie es ist.

Wenn ich dann als Freiwilliger angenommen bin, schreibe ich Dir wieder.

Eberhard.

Anneliese an Helmut.

1. März 1915.

Helle, unser Vater ist frei. Vorhin kam ein Telegramm, daß er auf deutschem Boden angelangt sei. Die Mutter fährt ihm entgegen bis Berlin. Soeben steckt sie das Nötigste in eine Handtasche, sie fährt gleich nachher ab. Was sagst Du jetzt! Ist es nicht wie ein Traum? Man fürchtet, daß man aufwachen könnte, und daß es dann nicht wahr wäre. Aber ich bin wach, und es ist wahr. Gloria, Viktoria!

Anneliese.

Die Eltern an Helmut.

Berlin, 6. März 1915.

Herzlieber Bub!

Ist es nicht wunderbar, was wir erleben? Dein Vater sitzt neben mir auf dem Sopha und hat meine linke Hand in der seinigen, es ist nicht sehr bequem zu schreiben auf diese Art, aber sonst ist es so unsagbar schön. Wir bleiben ein paar Tage ruhig hier, denn Vater ist sehr er-

schöpft von der Reise und von der inneren Unruhe, ob sie gelingen werde; denn das Heimliche ist gar nicht seine Sache; er kann sich nicht gut verstellen. Er ist noch nicht sehr gesund, aber ich werde ihn schon herauspflegen. Der Frühling kommt ja nun, da hilft uns die Sonne.

Ach, wie gut haben wir's, wie gut, gegenüber so vielen, die kein Wiedersehen mehr feiern können, und und im Vergleich zu all denen, die ihre Lieben noch in Gefahr wissen, am Feinde oder in der Gefangenschaft.

Wir wollen alles tun, was wir können, um andern zu helfen, die in Not und Trauer sind, sonst müßte uns unser Glück zu Boden drücken. Daß Dein Eberhard ausgerissen ist, wundert mich nicht so sehr nach allem, was ich von ihm weiß. Ich glaube, er wird bei allem doch einmal ein tüchtiger Mann werden. Vater meint aber, er hätte doch wenigstens vollends den Schluß des Winterhalbjahrs abwarten können.

Bald mehr, es geht nicht mit dem Schreiben.

Lieber Helmut, ich möchte Dir ja nicht wünschen, daß Du einmal erleidest, was ich erlitten habe, im fremden Lande gefangen zu sein. Aber das möchte ich Dir wohl wünschen, daß Du, wie ich jetzt, so aus voller Seele das Glück empfinden könntest, im Vaterland zu sein, die liebe, vertraute Sprache wieder zu hören, Sicherheit und Ruhe des Geborgenseins zu fühlen und der lieben Heimat entgegenzureisen mit der liebsten Menschenseele an der Seite. Aber freilich, ganz kann dieses Glück nur fühlen, wer vom Gegenteil fast erdrückt war.

Ein Schmerz geht immer mit mir, den werde ich wohl nicht verlieren, ehe seine Ursache aufhört. Das ist der um meine vielen Leidensgenossen, die noch jetzt, da ich wie durch ein Wunder gerettet bin, Unsägliches erdulden. Gestern sahen wir einen Trupp Gefangene durch die Straßen führen. Da blieben eine Menge Menschen stehen und sahen ruhig zu, bis sie vorüber waren, und viele andre gingen auch ein-

fach ihres Weges; ich sah keine aufgehobene Hand, hörte kein böses Wort, nahm nichts von all dem Furchtbaren wahr, das über uns hereinstürzte, wie aus Pforten der Hölle. Und wir waren nicht im Krieg gewesen und hatten nicht, wie diese, gegen die Volksgenossen derer gekämpft, in deren Hand wir waren. Wir waren alle friedlich unsrer Arbeit nachgegangen.

Doch die Mutter will nicht, daß ich mich jetzt in das Schreckliche versenke. Sie stellt einen Veilchenstrauß vor mich hin auf den Tisch und sagt: „Es muß doch Frühling werden, auch einmal wieder Völkerfrühling nach all den furchtbaren Stürmen.“ Einmal, wann? Sie wird viel an mir zu pflegen haben, die Mutter.

Immerhin, ich bin in Deutschland, im lieben, dennoch gesegneten Vaterland, da kann das Herz genesen. Bald sehen wir uns, mein Großer, sei's um ein paar Wochen, so bringen Dich uns die Osterferien nach Hause. Sei mir gegrüßt, sei mir gegrüßt!

Dein Vater.

Helmut an die Eltern.

17. März 1915.

Liebe Eltern! Wie froh ich bin, daß ihr jetzt miteinander daheim seid, kann ich gar nicht sagen. Ich möchte gern dabei sein; ich kann mir alles vorstellen, wie ihr am Tisch sitzet, Vater an seinem alten Platz, und wie er wieder das Fleisch zerschneidet und austeilt. Und wie ihr im Garten seid und nach den Veilchen sehet; vielleicht blühen auch die Primeln im Rondell schon, und die blauen und gelben Krokus auf dem Rasen, die aussehen, als ob der Hase die gefärbten Eier dorthin gelegt hätte, und die Pyrrhussträucher.

Wenn nur schon die Zeit bis dahin vollends herum wäre, bis ich

nämlich dabei sein kann. Wir müssen noch tüchtig lernen, denn die Prüfung steht noch vor der Tür, ehe wir hinaus dürfen.

Lieber Vater, ich habe eine so große Bitte, die hätte ich dir gern mündlich gesagt, aber es dauert zu lang. Ich möchte so entsetzlich gern nach Ostern, anstatt ins Institut zurückzukehren, gleich auf dem Mönchshof eintreten und in der Landwirtschaft arbeiten. Ich bin so stark, ich spüre es alle Tage, und nicht nur beim Turnen, sondern immer; ich könnte so gut etwas Nützliches arbeiten. Ich habe nicht gebummelt. Du wirst es schon sehen, daß ich keine schlechten Zeugnisse habe. Und es ist schön hier, ich bin nicht unzufrieden (obgleich Eberhard fort ist und so glücklich schreibt). Nur, wenn ich doch noch zu jung bin, um fürs Vaterland zu kämpfen, so möchte ich doch etwas andres fürs Vaterland tun, „wohl fühl' ich Kraft im Arm".

Großtante Sophie hat mir ein Paket mit Butter und Wurst geschickt und hat geschrieben, daß sie es fast nicht erwarten könne, bis ich komme. Denn ich sei ihr eine Hilfe gewesen im vorigen Sommer, und sie habe fast gar keine Knechte mehr, nur Mägde, und dann russische Gefangene für den Feldbau. Und es sollte doch eine eigene männliche Kraft da sein. Lieber Vater, es wird dann auch gleich sein, wenn ich das Einjährige nicht mache, man weiß ja gar nicht, wie alles weitergeht, und wie es später nach dem Krieg ist. Manche Knaben sagen, vielleicht muß man es später gar nicht mehr machen, es wird vielleicht alles ganz anders. Aber das weiß man, daß jetzt alle zusammen helfen müssen, ohnehin schon wegen der Aushungerung.

Ich habe Dir das geschrieben, lieber Vater, weil es vielleicht zu spät ist, wenn ich es Dir erst sage, wenn ich heimkomme. Ich muß ja später doch noch auf die landwirtschaftliche Schule, dann kann ich noch viel lernen. Du mußt nicht denken, daß ich Dir nicht gehorchen will

oder Dir Kummer machen; es ist bloß, weil ich doch ein junger Deutscher bin und eine männliche Kraft. Und vielleicht siehst Du jetzt auch alles ganz anders an, weil Du doch so lang in der Gefangenschaft gewesen bist. Liebe Eltern, ich freue mich so furchtbar auf die Vakanz und aufs Heimkommen, aber vielleicht bekomme ich vorher eine Antwort. Ich weiß schon solange nichts von Max, ich habe so oft Angst um ihn, besonders wenn wir das Lied singen: „Vater, ich rufe dich."

Euer Helmut.

Helmut an die Mutter.

Zwei Tage später.

O wenn ich nur jetzt daheim sein könnte, meine liebe Mutter! Es ist alles so furchtbar und schrecklich. Ich sitze in Frau Direktors Zimmer, und sie ist sehr lieb zu mir und tröstet mich immer, aber ich wäre so gern bei Dir. Max ist gefallen. Das kann man auf ein Stück Papier hinschreiben, aber wenn man es sich vorstellen will, so kann man nicht. Ich bin nur froh, daß Du ihn gesehen hast, so kannst Du auch wissen, wie er gewesen ist, und daß man stolz sein konnte, ihn zum Freund zu haben. Jetzt habe ich keinen Freund mehr, und einen solchen gibt es auch nicht mehr.

Vor zwei Stunden rief mich der Herr Direktor ins Wohnzimmer, was sonst fast gar nie vorkommt. Und er sagte: „Helmut, ich muß Dir etwas mitteilen, was dich sehr betrüben wird, und was auch uns betrübt."

Die Frau Direktor stand am Fenster und hatte einen Brief in der Hand, und sie weinte, und die kleine Lotte kam zu mir her und sagte, eh' ihr Vater weitersprechen konnte: „Mutter weint, weil Max hingefallen ist." „Da wußte ich es schon, und es war richtig geschehen, ob-



gleich es fast nicht zu glauben ist. Ich sah den Herrn Direktor an, ob er nicht sage, daß es nicht wahr sei. Aber er nickte nur mit dem Kopf und sagte: „Ich habe einen Brief aus dem Felde; er ist von dem Kompagnieführer unsres Max, und er teilt mir mit, daß er bei einem Erkundigungsgang gefallen sei."

Als er das sagte, da war es mir auf einmal, als ob ich in ein tiefes Loch hinunterfalle, es war alles ganz dunkel. Aber ich hörte den Direktor sagen, wie von weitem: „Nimm Dich zusammen; du bist nicht der einzige, der schwere Nachrichten bekommt." Er sagte es ganz streng, und da habe ich mich zusammengenommen, aber es war immer noch, als ob alles nicht wahr wäre, und ich habe nur denken können: ‚Mutter, Mutter, Mutter!' Dann gab mir der Direktor einen Brief von Max, den hatte er am Tag vorher an mich geschrieben, und seine Uhr, denn er hatte einem Kameraden angegeben, wenn er falle, so müsse ich sie haben. Als ich das beides in die Hand bekam, da mußte ich auf einmal furchtbar weinen, und ich konnte mich nicht mehr zusammennehmen, um keinen Preis.

Meine liebe Mutter, ich kann Dir den Brief nicht mitschicken, denn ich kann ihn jetzt nicht entbehren, ich bin so arm. Ich schreibe ihn ab, da könnt Ihr ihn alle lesen. Die Uhr ist noch ganz, nur ein bißchen angeschwärzt und verbeult, aber sie geht. Der Leutnant, der jetzt gerade die Kompagnie führt, hat geschrieben, daß auf einmal eine Granate in das Erkundigungshäuflein hineingeschlagen hat, als sich die Leute gerade verteilen wollten; nur zwei sind schon weiter weg gewesen, und sie haben ein großes Licht aufflammen sehen. Als das erloschen ist, da ist von den fünf Kameraden, die beisammen gewesen sind, nicht mehr viel übrig gewesen. Aber bei Max hat man noch die Uhr gefunden, und sie ist noch gegangen. Jetzt muß ich immer daran denken, wie

dieser, mein lieber Freund, an einem Gewitterabend vor dem Krieg bei mir gewesen ist, und wie er gesagt hat, daß er den Propheten Elias beneide, der im Feuer gen Himmel gefahren ist, und daß er auch im Feuer vergehen möchte: verbrennen, nicht verfaulen. Und er ist nun auch im Feuer vergangen, und ist so ein prachtvoller Held gewesen. Aber ich habe jetzt keinen Freund mehr. Jetzt merke ich erst, wie entsetzlich dieser Krieg ist; ich habe gemeint, ich hätte es schon vorher gewußt.

Ich wollte so gerne gleich morgen oder noch lieber heut heimfahren. Aber Frau Direktor hat gesagt: „Würde Max das wollen, daß du davonläufst, um dich trösten zu lassen?" Und sie hat auch noch gesagt, ich müsse jetzt im stillen sagen: „Soll's uns hart ergehn, laß uns feste stehn." Da habe ich beschlossen, daß ich nicht ums Heimfahren fragen will. Denn ich muß probieren, ob ich nicht so werden kann wie Max. (Ganz kann man das freilich nicht, denn er war herrlicher als alle; aber doch soviel als möglich.)

Liebe Mutter, schreibe mir bald und grüße alle.

Dein Helmut.

Max an Helmut.

Im Schützengraben, 11. März 1915.

Mein liebes Bimberlein! Eigentlich sollte ich Dich wohl nicht mehr so nennen, Du bist zu groß dazu. Es kommt mir nur so heraus, weil ich heute nacht so lebhaft von zu Hause geträumt habe, und weil mein kleiner Bruder da war und sich nachher mit Dir vermischt hat, so daß ich nicht mehr wußte, bist Du es oder ist er es. Überhaupt war ich im Träumen daheim, zuerst in meinem alten Vaterhause, das ich ja bald verloren habe, dann im Institut, wo ich soviel Gutes genoß, und dann bei Euch. Es war so merkwürdig, daß ich meine

wollen Deine nächste und fernere Zukunft miteinander besprechen, wenn wir nächstens zusammenkommen. Ich habe im Sinn, mit Anneliese zu Dir zu kommen und ein paar Wandertage mit Euch beiden zu erleben, ehe Du heimkommst. Dann will ich Dich ganz anhören und Dir auch meine Gedanken sagen, und ich hoffe, Du werdest dann spüren, daß Dein Vater auch Dein bester Freund ist. Er möchte Dir die besten Waffen mitgeben für den Lebenskampf, um Deiner selbst und der Heimat willen; laß uns miteinander beraten, welche diese sind. Wir kommen bald, Anneliese und ich. Sie ist auch betrübt über Deinen Verlust. Deine Mutter grüßt Dich in großer Liebe; sie wird Dir nächstens schreiben.

Es kommen noch schwere Zeiten für uns alle; wir sind noch nicht durch den Berg. Ich kann Dir und uns allen keinen besseren Rat geben, als die Frau Direktor Dir gab; wir müssen im stillen sagen: „Soll's uns hart ergehn, laß uns feste stehn."

Daran, daß wir feste stehn, werden wir von innen herauswachsen, hartes, festes, gesundes Holz werden, wie Eichbäume, die ihre Kronen dem Morgenrot des neuen, sieghaften, friedereichen Deutschland entgegenheben.

Gott lasse es uns erleben.

Dein Vater.

Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha





